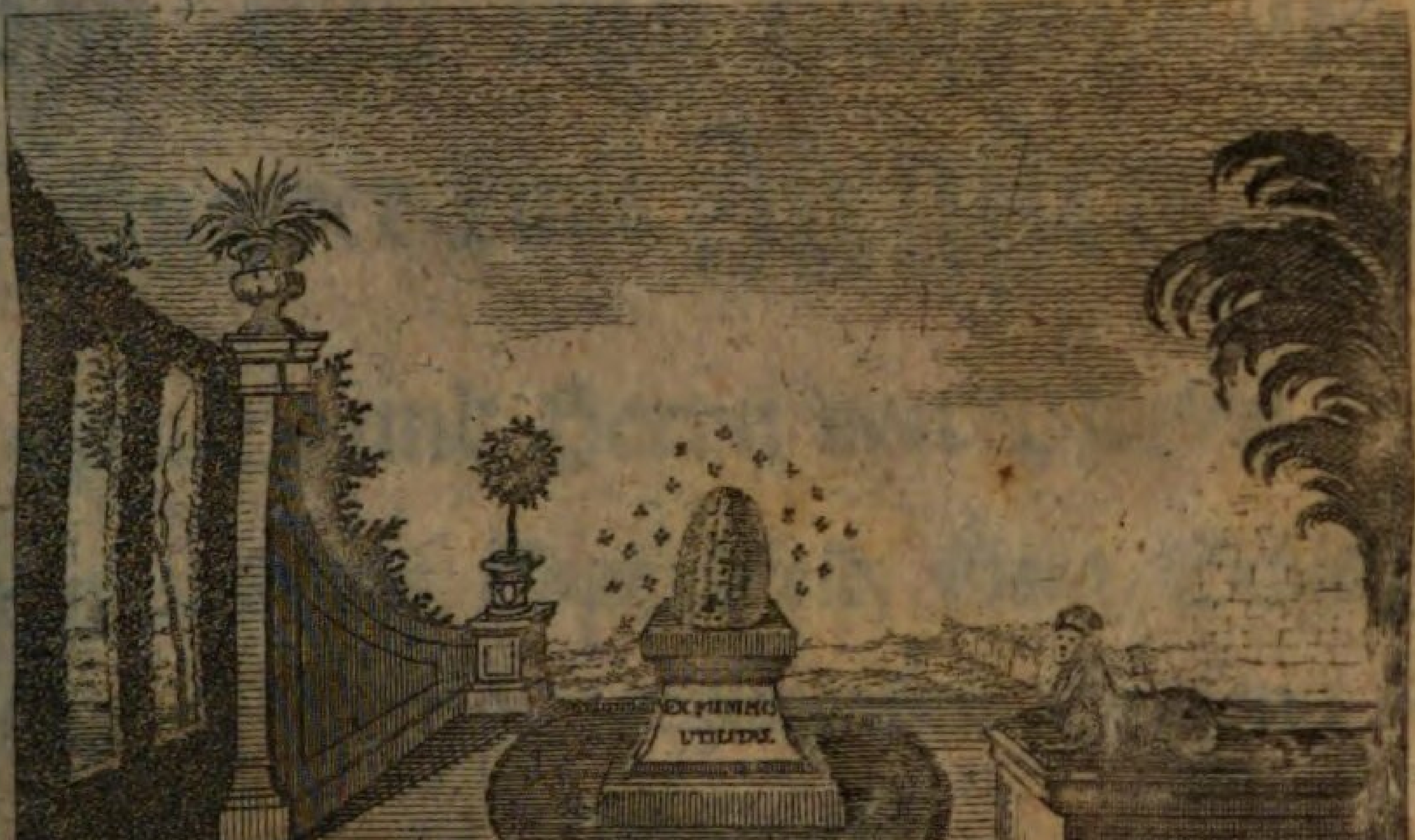
Anekdoten für Christen,

und

auch für solche,

die es nicht sind.



Vierter Theil.

Leipzig,

bey Johann Samuel Heinsius 1782.

REGIA
MONACENSIS

Dem
erlauchten und hochgebohrnen
Grafen und Herrn,

Herrn
Heinrich

dem Ein und funfzigsten,
jüngerer Linie **Reußen**,

Grafen und Herrn von Plauen,
Herrn zu Greitz, Cranichfeld, Gera, Schleiz
und Lobenstein, regierenden Grafen
zu Ebersdorf,

Meinem gnädigsten Grafen und
Herrn.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erlauchter und hochgebohrner Graf,

Gnädigster Graf und Herr,

Mit eben so getrosten als regen Empfindungen meines Herzens wage ich es Ew.

hochgräflichen **Gnaden** diese Blätter zu überreichen; denn wie geringe dieselben auch immer seyn mögen, so bin ich doch von **Dero** Gnade versichert, daß **Hochdieselben** solche als ein Merkmal meiner wahrhaften Verehrung aufnehmen werden. Und daß ich fähig seyn möchte, **Ew. hochgräflichen Gnaden** hier öffentlich zu sagen, mit welcher aufrichtigen und völligen Hochachtung ich **Ihnen** ergeben bin, und wie ausnehmend glücklich ich mich

schätze,

schätze, die Tage erlebet zu haben, in denen Hochdieselben Dero beglückte Regierung angetreten, und in welcher ich Sie, mit den edelsten Entschließungen, die rühmlichen Fußstapfen Dero preißwürdigen Vorfahren, zu Dero wahrhaften Ruhme betreten sehe. Es ist unaussprechlich viel Gutes, das Ihnen mein gerührtes Herz dabey wünschet; aber so lebhaft auch die Empfindungen desselben sind, so unvermögend bin ich solche auszudrücken.

So unfähig ich mich aber hierzu finde; so gewiß wird Gott mein Flehen erhören, und Sie mit dem Seegen begnadigen, den Ihnen mein Herz wünschet. Er wird Sie leiten nach seiner Gnade, die er den Seinen verheißen hat, und es wird Ihnen an keinem Guten mangeln. Schon hat er es bewiesen, wie gnädig er gegen Sie gesinnet sey, und immer werden Sie seine Treue in allen Fällen Ihres Lebens erfahren, denn seine Güte über

die,

die, welche ihn fürchten und lieben, währet ewiglich. Und wie glücklich, wie gesegnet wird dann nicht **Dero** Leben und Regierung seyn, und wie sehr zu **Dero** eigenen Seligkeit, und nicht weniger zum Besten **Ihres** Landes gereichen. Mit innigst gerührter Seele wünsche ich, daß **Ihnen** der Seegen **Ihres** verewigten Herrn Vaters, dessen Zärtlichkeit für **Sie** so groß war, daß ich mich derselben nie ohne Bewegung meines Inner-

nersten erinnere, wahrhaftig gewährt, und seine so herzlichen Bitten zu Gott, unserm Heilande, für Sie erhört werden. Seine Asche ist Ihnen heilig, und ich bin gewiß versichert, daß Sie nie seiner zärtlichen Liebe und seiner ausnehmenden Teue vergessen werden. Und so wird denn auch der Gott Ihres Vaters nie von Ihnen weichen, sondern mit gleicher Gnade über Ihnen walten, mit der er Ihn in seinem

Leben geleitet hat. Dies wünschet mein Herz, und dies um so mehr, da ich ganz zuverläßig versichert bin, daß Hochdieselben alsdann in Ihrem Leben, in Ihrem Tode und in alle Ewigkeit glücklich und selig seyn werden. Ohne Sie noch mit einer langen Versicherung meiner wahrhaften Hochachtung, innigsten Liebe und devotesten Ergebenheit aufzuhalten, denn ganz sicher empfindet diese Ihr eigenes edles, gefühlvolles Herz, habe ich die

Ehre

Ehre bis an das Ende meiner Tage zu seyn,

Erlauchter und hochgebohrner
Graf,
Gnädigster Graf und Herr,
Ew. hochgräfl. Gnaden

Ebersdorf
am 16ten Junius,
1782.

unterthänigster Diener
George Friedrich Kirsch.

Anek-

Anekdoten für Christen, und auch für solche, die es nicht sind.

* 1. *

Edle Standhaftigkeit.

Zu Cäsarea in Palästina lebte ein reicher und ansehnlicher Mann, Marinus, der sich um eine Befehlshaberstelle unter den Kriegesvölkern bewarb. Er diente bereits unter denselben, gegen die gewöhnliche Abneigung der ersten Chri-

sten vor dem Soldatenstande. Als er schon nahe daran war, die gedachte Stelle zu erhalten, wurde er angeklagt, daß er ein Christ sei, der also, weil er die herrschende Religion verabscheute, keine solche Würde bekleiden könnte. Er bekannte, daß dieses wahr sei; und der Richter gab ihm nur drei Stunden Bedenkzeit. Dieses hörte Theoteknus, Bischof der Christen in derselben Stadt. Er führte den Marinus in die Kirche bis zu dem Altar, zeigte ihm mit der einen Hand das Schwerd, welches er umgegürtet hatte, mit der andern das Evangelienbuch, und verlangte, daß er zwischen beiden wählen möchte. Marinus ergrif ohne Anstand das leztere, und kaum hatte er die Kirche verlassen, als er wieder vor dem Richter erscheinen mußte. Er wiederholte sein erstes Bekenntniß mit noch größerer Freudigkeit, und ward sogleich fortgeführt, um enthauptet zu werden.

* 2. *

Frühe Frömmigkeit.

Die Demoiselle Anna Schinz, welche zu Zürich 1770 den 18 des Brachmonats, in einem Alter von nicht vollen sechszehn Jahren, plözlich verewigt wurde, war eine der edelsten Seelen. Mit den Freuden der Religion vertraut, verband sie die Tugend mit der Freundschaft, und fand alles ekelhaft, was den Verstand nicht erheiterte, und zur Besserung des Herzens abzweckte. — „Ich muß dir doch etwas sagen, schrieb

sie

„sie an ihre Baase und Freundin **Vogel**, das mir „schon lange auf dem Herzen liegt. Wir nennen „uns allezeit Freundinnen, und nun, sind wir auf„richtige und wahre Freundinnen, so ist es unsere „Pflicht, daß wir nicht nur eines für des andern „zeitliches Wohl sorgen, sondern auch für unser im„merbleibendes Glück. Denn was kan wohl ver„gnüglicher und schöner seyn, als wenn zwo Freun„dinnen sich mit einander entschließen, ihrem Gott „und Heiland zu leben? Unsere Freundschaft und „unsre Briefe werden nun dann gewiß erst wichtig, „und von vielen Freuden seyn, wenn wir denken „können, daß sie ewig dauren werden.„

Wie gut sie den Werth der Zeit, ihre Bestimmung und ihre Pflichten kannte, davon enthielt eines ihrer hinterlassenen Papiere folgenden Beweiß. „Ich nenne das einen wohl zugebrachten Tag, sagt sie hier, wenn ich sogleich des Morgens meine Gedanken zu Gott erhebe und ihn bitte, daß er mir auch diesen Tag seinen Beistand verleihe, und mich vor allen Sünden, die mich anstoßen möchten, bewahre; mich keinen Anlaß, wo ich Gutes thun könnte, versäumen lasse; wenn ich dann mit Lust und Fleiß an meine Geschäfte gehe, und sie mit Eifer verrichte, aber doch stets bei denselben, so viel als möglich, meine Gedanken auf Gott richte; wenn ich jede Gelegenheit, wo ich Gutes thun kan, mit Freuden ergreife; wenn ich meinen Nächsten mit meinem Exempel zu erbauen trachte; wenn ich dann ihm gern und willig alles verzeihe, womit er mich et-

wa beleidigt; wenn ich mich den Tag über mit solchen Dingen beschäftige, daß ich mich an Gottes Allgegenwart, auch an meinen Tod mit Freuden erinnern darf; wenn ich Speiß und Trank mit Mäßigkeit gebrauche; wenn ich so viel als möglich, auf mein Herz Acht gebe, und das Böse, so sich in mir reget, mit Standhaftigkeit unterdrücke: und wenn ich endlich den Abend mit einer gründlichen Prüfung, wie ich den Tag zugebracht habe, beschliesse, und nach einem eifrigen Gebet mich schlafen lege. Das sind meine allgemeine Pflichten. Jedes hat noch seine besondere zu erstatten. — Laßt uns unsre Tage so zubringen, daß wir Gott von denselben mit Freuden Rechenschaft geben können!"

Sie hielt ein christliches Tagebuch. Hier sind zwo Stellen aus demselben, welche beweisen, wie sorgfältig sie ihr Verhalten bemerkte. „— Sonntags (den 17sten Brachmonat 1770.) erwachte ich nicht gar frühe, weil ich fast die ganze Nacht wegen eines Gewitters nicht schlafen konnte; aber doch bei meinem Erwachen dachte ich an Gott, und dankte ihm vor den Schutz dieser Nacht. Ich kleidete mich dann an, und verrichtete mein Gebet (Gott sei Dank) mit Andacht, und bat ihn, daß er mir doch auch diesen Tag den Beistand seines guten heiligen Geistes verleihe, daß er mich vor allen Sünden und Reizungen in Gnaden bewahre. Ich erinnerte mich auch der Auferstehung und des Leidens meines allerliebsten Heilandes, und bat ihn herzlich, daß

ich in Kraft seiner Auferstehung doch diese Woche *zu einem* frömmern und ihm wohlgefälligern *Leben auferstehen* könne.

„Nachmittags las ich das **Nachdenken über mich selbst**, *) mit sehr vielen Thränen. — O Gott, wie war mir zu Muthe, da ich dieses las! Noch niemals flehete ich und weinete so zu meinem Heiland; ich bat noch niemals so inbrünstig ihn um Gnade zu einem frommen und christlichen Leben, und um seinen heiligen Geist. Es war mir zwar sehr schwer dabei, indem ich an der Erhörung meines Gebets zweifelte, obgleich (du weissest es, allgütiger Heiland!) alles aus einem redlichen Herzen gieng; ich ermunterte mich aber mit den Worten meines Heilandes: **So ihr, die ihr bös seid, euren Kindern gute Gaben geben könnet, wie vielmehr wird der himmlische Vater denen, die ihn bitten, den heiligen Geist geben!** Und abermal: **den, der zu mir kommt, will ich nicht hinaus stoßen.** Und an einem andern Orte spricht er: **Alles, was ihr den Vater bitten werdet, in meinem Namen, das wird er euch geben.** Ich faßte mich nun und dachte, der Geber alles Guten werde mir diese meine Bitte nicht versagen, wenn ich nur mit Redlichkeit und Glauben bei ihm an-

 halte.

*) Diese vortrefliche Bogen des würdigen Herrn Diakon Lavaters erschienen zuerst einzeln 1771; man findet sie aber auch in der Schelhornischen Sammlung geistlicher Lieder — welche zu Memmingen 1772 erschien, und davon wir 1780. die zwote verbesserte Auflage erhielten.

halte. Ich bat ihn auch für meine Freundinnen, daß er doch sie und mich selber, durch sein Wort zu einem wohlgefälligen Leben geschickt machen wolle.— In meinem übrigen Betragen gegen Andere war ich durch Gottes Gnade liebreich. Bei dem Nachtessen war ich mäßig, hatte mich aber schon wieder ein wenig zerstreut. Doch sammlete ich mich wieder. Endlich bat ich nochmals meinen theuresten Erlöser um Standhaftigkeit in allem dem Guten, das ich mir heute vorgenommen habe; dankte ihm auch für die guten Empfindungen, die er heute in meinem Herzen gewirkt hatte, und bat ihn, daß er mir sie nimmermehr lasse aus meinem Herzen kommen. Zuletzt übergab ich mich und die lieben Meinigen in seinen väterlichen Schutz und schlief ein.

Montags (den 18ten, an dem sie Abends plözlich verstarb,) erwachte ich bei Zeiten, dankte meinem Gott vor den ruhigen Schlaf, anbefohl ihm mich mit Leib und Seele, bat ihn um Gnade zur Ausführung meines gestrigen Vorsatzes, auch um Segen zu meinen Verrichtungen, war aber doch nicht recht andächtig in meinem Gebete, wie ich gern wünschte. Nun gieng ich an meine Geschäfte, hatte auch viele gute Gedanken. Es ward ziemlich heiter in meinem Gemüthe.— Ich bat nochmals meinen Heiland herzlich, daß er mich selber geschickt machen wollte, daß wenn er mich heute oder Morgen vor seinen Richterstuhl forderte, ich daselbst mit Freuden erscheinen könne.

* 3. *

Freudigkeit im Tode.

Als die Aerzte den Bruder der berühmten Schurmannin — Johann Gottschall von Schurmann — bereits aufgegeben hatten, hielt sie es für Pflicht, ihn mit dieser Nachricht bekannt zu machen. Sie that es, und sagte ihm, daß sie kein Bedenken trage, ihm die Meinung der Aerzte zu entdecken, weil sie überzeugt sei, daß ihm ihre Ankündigung nicht unwillkommen seyn würde, — Schurmann äuserte hierüber so wenig Bestürzung, daß er ihr vielmehr, mit den freundlichsten Mienen, alsbald zur Antwort gab: **theureste Schwester, warum woltest du mir die Neuigkeiten nicht sagen? Ich danke dir deswegen, meine Schwester, ich danke dir dafür. Ich habe lange genung gelebet und bin zu sterben bereit, wenn es Gott gefällt. Ich bin seinem lezten Rufe zu folgen willig.** — So wohl Voetius, als einige andere Prediger, die ihn besuchten, verwunderten sich über die Standhaftigkeit, mit welcher er zu ihnen sprach, und einer von ihnen verlangte ausdrüklich, die beiden lezten Nächte seines Lebens, bei ihm zu bleiben; indem er versicherte, daß er niemals eine Person dem Tode nahe, und doch so stark im Geiste gesehen hätte, und daß er niemals durch eine sterbende Person so sehr erbauet worden wäre. Dies, sagte er, ist nicht sterben, sondern sich in Gott freuen, und sich zu der Hochzeit des Lammes zubereiten. —

* 4. *

Anweisung dazu.

Die Prinzessin zu Darmstadt Louise Augusta Magdalena blieb fast durch ihr ganzes Leben wegen allzugrosser Blödigkeit ihres Herzens, ohne jene gewisse Versicherung der Gnade Gottes, welche allein im Leben und Tode getrost und freudig macht. Sie bestrebte sich mit äuserstem Verlangen darnach; demohnerachtet kam sie nicht eher, als mit dem Ende ihres Lebens, zu dem schäzbaren Besiz derselben, und dies auf folgende Weise. Kurz vor dem Feste der Himmelfahrt Jesu 1742. bekam sie einen sehr heftigen Anfall von Krankheit, der sie äuserst schwächte, und in einer fast steten Schlafsucht erhielt. Am gedachten Fest selbst, glaubte sie ihrer Verewigung nahe zu seyn, weswegen sie den sel. Fresenius, der damals als Hofprediger in Darmstadt stand, aus der Kirche holen ließ, um sich nochmals mit ihm zu unterhalten. Als dieser erschien, bezeugte sie zuförderst ihre herzliche Dankbarkeit gegen Gott, daß er ihr so lange Zeit zur Vorbereitung auf die Ewigkeit geschenkt habe; dagegen beklagte sie zugleich, daß sie dieselbe nicht ernstlicher angewendet, sondern zuweilen träge worden, und entdeckte ihm endlich, wie es ihr auch noch jezt besonders darum zu thun sei, ihrer Seligkeit recht gewiß zu werden. Ich habe, sprach sie, zwar so viele Furcht nicht mehr vor dem Tode, als das erstemal — bei einer vorigen Krankheit — und spühre auch mehr Ruhe in meiner

meiner Seele, wie auch eine stärkere Hofnung meiner künftigen Seligkeit; aber ich möchte gern ohne alle Todesfurcht seyn, wenns zum Sterben geht. — Fresenius fragte sie hierauf, ob ihre Furcht vor dem Tode, bloß in einem natürlichen Abscheu vor demselben bestehe, oder ob solche daher komme, weil sie noch keine freudige Gewisheit ihres Gnadenstandes habe, — und sie versicherte, daß blos das Letztere die einzige Ursache derselben sei; beruhigte sich aber, als man ihr zeigte, daß sie eine höhere Gewisheit erlangen könne, und solche auch, da es ihr so ernstlich darum zu thun sei, ohnfehlbar noch vor ihrem Ende erlangen werde. Sie erhielt auch solche in der That bald darauf, und zwar war es der fünfte May, an dem ihr Gott eine grosse Gewisheit ihres Gnadenstandes, und ihrer künftigen Seligkeit schenkte, darnach sie so lange geseufzet hatte. Fresenius fand sie schlafend, als er an diesem Tage früh um zehn Uhr, zu ihr kam; da er aber, nach Verlauf einer halben Stunde, einen besonderen Trieb sie aufzuwecken empfand, so ermunterte man sie. Sie war kaum völlig erwacht, also sie ihm abermals jenes Verlangen entdeckte. Ach! sprach sie, ach, wenn ich nur den einzigen Kunstgrif des Glaubens könnte, daß ich meiner Seligkeit recht gewiß würde! Ach! sagen Sie mir doch, wie ich es angreifen soll? —

Fresenius versetzte hierauf, daß er ihr dieses schon oft gesagt habe; sie wäre nur zu blöde,

sich solche Gnade zuzueignen, ob sie schon in dem Stande der Buße, und damit in der Fassung sei, daß sie dieses getrost thun dürfe. Er wolle es ihr aber jezt nochmals sagen, jedoch mit der ausdrüklichen Bedingung, sich demselben gemäß zu verhalten. — Sie wisse, fuhr er fort, was Hebr. 13. stehe: gehorchet euren Lehrern und folget ihnen. Dies sei eben so wohl ein Wort Gottes, als das Uebrige, so in der heiligen Schrift stehe; und da sie es überdies als keine geringe Gnade Gottes anzusehen habe, daß er seine Knechte zu ihr sende und ihr sagen lasse, daß sie selig werden solle, wenn sie nur glaube; so sei sie auch verbunden ihnen zu gehorchen, sowohl wenn sie von ihnen zum Glauben, als zu andern Pflichten ermahnet würde. — Auf diese Vorstellung versprach sie, mit vieler Bewegung ihres Herzens, den pünktlichsten Gehorsam, indem sie zugleich ihre Bitte wiederholte, ihr es nur noch einmal recht zu sagen, wie sie es machen müsse, und that alsdann jenes wirklich, nachdem dieses geschehn war.

Hierauf zeigte ihr Fresenius kürzlich, wie sie als eine arme Sünderin, mit gebeugtem Herzen, ihre einzige Zuflucht zu dem Blute Jesu nehmen, dasselbige mit völliger Gewisheit ergreifen, und eine gänzliche Auswechslung zwischen ihren Sünden und dem Verdienste Jesu Christi vornehmen, darauf aber getrost glauben solle, daß, alles Widerspruchs des Herzens ohnerachtet, alle Sündenschuld und Strafe von ihr weggenommen, und hingegen die Gerechtigkeit Jesu Christi geschenkt

sei. Er führte ihr hierbey besonders die Stellen der Schrift, Esaias 66, 2. Matthäus 11, 28. Johannes 6, 37. und 1 Brief des Johannes 1, 7. zu Gemüthe, und überzeugte sie, daß solche auch sie angiengen.— Kaum hatte Fresenius seine Rede geendiget, so sah ihn die Prinzessin freudig an, und sprach: Ey, so will ich denn sogleich den Anfang mit dem Gehorsam machen, und will auf diese Weise beten. Denn bisher war ich immer zu blöde zu einem solchen Gebet.— Sie betete auch wirklich alsbald, mit ausnehmender Armuth des Geistes, eben so brünstig als gläubig, daß, ob sie wohl dem Leibe nach sehr matt war, sie doch, mit grosser Kraft und lauter Stimme, eine gute Viertelstunde damit anhielt: und dies waren die erwünschten Augenblicke, in welchen sie zu jener seligen Ueberzeugung gelangte. Mitten unter dem Gebet ward sie voll Licht und Freudigkeit, und bekam eine so starke Versicherung der Gnade, daß sie nicht Worte genung finden konnte, ihren Heiland für diese große Barmherzigkeit, zu loben. Voll heiliger Verwunderung über die schnelle Veränderung, die in ihrer Seele vorgegangen, sprach sie unter andern: Ach süsser Herr Jesu, wie kanst du die Furcht des Todes sobald hinwegnehmen! In einem Augenblicke war es geschehen. Ach wie groß ist deine Gnade, die ich in mir empfinde! Nun lasse den Tod kommen, wenn du willst, ich erschrecke nicht, sondern freue mich darauf von ganzem Herzen;

zen; denn der Tod selbst kan mich nicht von dir scheiden! —— Zum Fresenius aber sprach sie: nun hat Ihr Lehramt seinen Zweck an mir erreicht. Jzt lassen Sie Ihr Ermahnungsamt desto eifriger fortgehen, und führen mich immer auf diese Kunst des Glaubens, damit ich in der Gnade beharren und wachsen möge. Ich sage Ihnen tausendmal Dank, daß sie mich diese Stunde nicht schlafen lassen. O was war dieses für eine herrliche Stunde! Eine solche Stunde habe ich Zeit meines Lebens nicht gehabt! —

Freudig prieß die erquickte Prinzessin die Gnade, die ihr wiederfahren war, in den noch übrigen Tagen ihres Lebens, und suchte auch andere zum Bestreben nach derselben zu erwecken; besonders hielt sie Freitags darauf, mit einer starken, ungewöhnlichen und männlichen Stimme, eine Rede, in der sie für die ewige Wohlfahrt verschiedener Personen die innigsten Seufzer zu Gott schickte, und von ihrer geliebten Schwester den zärtlichsten Abschied nahm. Mit großem Nachdruck sprach sie von den kräftigen Wirkungen Gottes in ihrer Seele — bezeugte, welch eine himmlische Versicherung sie von ihrer Rechtfertigung und Seligkeit habe — und versicherte, daß sie nichts scheiden solle, von der Liebe Jesu. — Nun sah sie dem Tode, vor welchen sie ehedem so eine große Furcht empfunden hatte, getrost und freudig entgegen; sprach von ihm, als von einer bekannten Sache, und lobte Gott, als sie merkte, daß

ihr Ende nahe sei. Mit innigster Begierde redete sie von ihrem Heilande, und von der Seligkeit jenes Lebens; selbst noch alsdann, da man keine Stimme mehr von ihr hörte. Mit weissen Kleidern angethan — dies waren die letzten vernehmlichen Worte, die ihren sterbenden Lippen entflossen. Ihr Geist war ganz in Jesum versenkt, zu dem er auch bald darauf, durch eine selige, sanfte und herrliche Auflösung gelangte.

* 5. *

Etwas aus einer englischen Schrift. *)

Im Jahre 1776. erschien zu London eine Schrift, welche die Aufschrift führet: Reflexions on the Geowth of Heathenism among modern Christians, in a Letter to a friend at Oxford oder Anmerkungen über die Zunahme des Heidenthums unter den neuern Christen, in einem Briefe an einen Freund in Oxford. Der Verfasser dieser Schrift zeiget, wie unschicklich es sei, wenn man im christlichen Charakter schreibt oder dichtet, Heidnische Gottheiten oder Begriffe einzuführen, und schildert das Nachtheilige davon für die Religion und Sittlichkeit. Unter den sonderbaren Beispielen, die er, in Ansehung der Künste anführt, bemerkt er, daß in den königlichen Gärten zu Stowe, die Tempel der Heidnischen Gottheiten, dem Ansehen vollkommen frei ausgesetzt sind, indeß die Kirche des Sprengels,

*) s. zweiten Th. der Anekdoten für Christen S. 112 f.

gels, die gerade in dem Bezirk liegt, mit großem Fleiß hinter Bux- und andern Bäumen verstekt ist, als ein Gegenstand, der für einen Zuschauer von neuem Geschmak ungelegen oder unbedeutend ist. — In unsern Lustgärten haben wir Tempel aller Heidnischen Gottheiten, sagt er, und in London ein Pantheum, eine allgemeinen Versammlungsort, für die Söhne und Töchter des Vergnügens, unter den Auspicien des ganzen Geschlechts der Heidnischen Dämonen. — In einer von unsern Kirchen sah ich ein Grabmal mit schönen Figuren in Lebensgröße; es waren die drei Schicksals-Göttinnen, Clotho, Lachesis und Atropos, die den Lebensfaden eines großen Mannes sponnen und anknüpften. Auf diese Weise ward der Mann gleichsam dem wahren Gott aus den Händen genommen, und dem Heidnischen Schiksal übergeben, eine christliche Kirche aber mit Götzenbildern entweihet. — Noch sagt er an einem andern Orte: Wenn ich den Drachen auf der Thurmspitze, an der Kirche Marie le Bow in London ansehe, so kann ich mich nicht genung verwundern, wie ein so ausdrückendes Sinnbild des Teufels, das so oft als ein solches Sinnbild in den Tempeln der Götzendiener aufgestellt worden, seinen Weg zu der Spitze eines christlichen Gebäudes gefunden hat. Ich bin in diesen Dingen so eifrig, daß ich bekennen muß, daß mir eine ähnliche Unschicklichkeit in einem wohlbekannten Musiksaale, sehr anstößig ist, wo sich eine Orgel befindet, die der Aufschrift zufolge, dem Apoll

gehei-

geheiliget ist; obwohl darauf, gemeiniglich alle Monate einmal, in den Chorälen der Name des Jehova gepriesen wird, und es ein wenig hart zu seyn scheinet, daß Jehova sich herab lassen soll, die Orgel zu borgen, da hingegen Apoll der Besitzer davon ist. —

* 6. *

Eine ausnehmende Probe der göttlichen Vorsehung.

Im Jahr 1738 gieng ein holländisches Schif aus dem Texel nach Ostindien. Im Kanal so wohl, als in der spanischen See wurde dasselbe durch widrige Winde, sehr lange aufgehalten. Der Proviant und besonders das Wasser nahm merklich ab, und da durch diesen Aufenthalt, die zwischen den Tropicis gewöhnlichen Moussons und Passatwinde, der Zeit nach, versäumet wurden, so vermuthete man eine langwierige Reise. Man hielt Schifsrath, und mit Einstimmung des Volks wurde resolviret, die portugiesische Insel St. Jago zu befahren, um daselbst frisches Wasser und möglichst mitzunehmende Viktualien einzuladen. Man erreichte glüklich den Hafen, allein während der Einfahrt stieß das Schif auf einen unter dem Wasser befindlichen Felsen, mit einer heftigen Erschütterung und fürchterlichem Krachen: dennoch aber gieng es weiter fort in den Hafen. Alsbald wurde die Plumpe mit dem Peylstock sondirt, und man befand vier Zoll Wasser

im

im Schiffe. Dies ist etwas gewöhnliches und von weniger Bedeutung. Bald nachher aber befand man sechs Zoll Wasser; man plumpte zwei Zoll ab, und kontinuirte alle vier Stunden, oder jede Nacht, mit diesem Ausplumpen. Nachdem Wasser und Viktualien eingeschift waren, segelte das Schif, mit bequemen Winde, aus dem Hafen in die volle See. Da sich das Schif bei seiner Fahrt mehr bewegte, so verdoppelte sich das Eindringen des Wassers, und man mußte öfters plumpen. Allein da sich der Wind vermehrte, und dann und wann ein Sturm entstand, so mußte Tag und Nacht, ohne Aufhören, geplumpt oder das Untersinken des Schifs erwartet werden. Hierdurch wurde das Schifsvolk sehr abgemattet, viele erkrankten, und starben, und denen Gesunden wurde die Arbeit vermehrt. Endlich half der Allmächtige, der bisher das Schif gleichsam auf seiner Hand getragen hatte, demselben glüklich auf die Rhede am Cap der guten Hofnung. Sobald das Schif vor Anker lag, fuhr der Kapitain ans Land, gieng zu dem Gouverneur Hendrich Schwellengreber, erzählte ihm das ausgestandene Ungemach, und bat um schleunige Anstalt, das Schif auszuladen und zu repariren, weil sonst die ganze Ladung ruinirt, und das Volk gänzlich zu Grunde gerichtet würde. Auf das eilfertigste wurde die Equipage von denen dazu kommandirten Matrosen abgelöst, an das Land geschaft, und das Schif ausgeladen. Nach dem dieses, beim beständig Eindringen des Wassers, unter steten Plumpen, ver-

verrichtet worden war, brachte man das Schiff nach der unweit dem Cap liegenden Saldagne Bay, um daselbst bequemer auf die Seite gelegt, visitirt und reparirt zu werden. Nachdem das Schiff daselbst auf die Seite gelegt war, so nahm man auf der erhabnen Seite keinen Leck, noch andre Spur eines Wassereindringens wahr; allein wie erschrack der Oberschiffszimmermann und seine Gehülfen, als sie, bey Umlegung des Schiffes, auf der andern Seite, in dem Unterbauche des Schiffes, einen flachen eckigten Stein sahen, der etwa sieben bis acht Zoll lang, sechs Zoll breit, und zwey und einen halben Zoll dicke — überhaupt aber unförmlich war. Der Oberzimmermann glaubte, daß dieser Stein mit der größten Gewalt eingepreßt wäre, und wollte bereits einiges Handwerkszeug zur Hand nehmen, um ihn mit Gewalt heraus zu brechen; allein er irrete sich, denn da er den Stein anrühren wollte, fiel er ihm von selbst in die Hand. Man suchte nach, und fand in dem Schiffe das zersplitterte Holz, welches dieser Stein hereingepreßt, und sich dagegen in die Oefnung gesetzt hatte. Denn allem vernünftigen Vermuthen nach, hatte dieser Stein, in dem Hafen St. Jago, auf dem, unterm Wasser verborgenen Felsen gelegen, und da das Schiff auf denselben mit seiner Last gestoßen; hatte dieser Stein ein Stück des Schiffbodens nach seiner Größe, einwärts in das Schiff gesprengt, und die Stelle des Holzes eingenommen. Allein, da bey und um den Stein, das Wasser beständig einlief, und zwar so häufig, daß dasselbe Tag und Nacht

ohne Aufhören, wieder ausgeplumpt werden muste, so ist leicht begreiflich, daß der Stein nicht so feste in den Boden des Schiffs eingepreßt gewesen, wie man einen Nagel in das Holz treibt, zumal, da er bey dem mindesten Anrühren dem Oberzimmermeister von selbst in die Hände fiel. — Wer erhielt aber den Stein, unter dem Wasser, in dieser Oeffnung? — Und wer benahm den natürlichen Gesetzen der Schwere ihre Kraft, das Sinken des Steins — und dadurch den Untergang des Schifs — der Ladung, und so vieler darauf befindlichen Seelen zu verhindern? — War es nicht die unendliche, allmächtige Hand des ewigen Schöpfers und Erhalters? — Ohnfehlbar müssen die, welche alles den natürlichen Zufällen zueignen wollen, bey einer solchen Begebenheit verstummen. — In welcher Furcht und Angst würde das Schiffvolk, die ganze Reise über, geschwebet haben, wenn ihnen die Beschaffenheit ihres Schiffbodens bekannt gewesen wäre? — Und in wieviel Minuten oder Sekunden würde das Schiff untergesunken seyn, so daß keine Seele in der Welt etwas davon erfahren hätte, wenn der Stein aus dem Loche geschoben oder gefallen wäre? — Zum ewigen Gedächtniß und Preiße des allmächtigen Erhalters, ist dieser Stein, in die auf dem Cap befindliche Kirche, hinter der Kanzel aufbehalten, und darneben eine Tafel, worauf diese Geschichte ausführlich beschrieben ist, angeheftet worden.

* 7. *

* 7. *

Als Heinrich der Vierte die Hauptstadt Paris belagerte, ward er einige Bauern ansichtig, die von seinen Soldaten gemißhandelt wurden, weil sie Lebensmittel nach der Stadt gebracht hatten. Er befahl sogleich, diese Leute loszulassen, und ihnen wieder herauszugeben, was man ihnen abgenommen hatte. „Meine Freunde, sagte er zu ihnen, Gott hat euch geboten, Eurem Könige zu gehorchen, und ihr seyd ihm ungehorsam; daher kommt alles Uebel, das ihr leidet. Eurer Armuth wegen vergebe ich euch; aber kommt mir nicht wieder.“ — „Hören Sie nur, Sire, sagten die armen Bauern, Gott gebe Ihnen langes und glückliches Leben; wir leiden Hunger und Kummer; und das hat uns genöthiget zu thun, was wir gethan haben.“ — Darauf suchte der König seine Taschen durch, zog alles heraus, was darinnen war, — es waren etliche Thaler und etwas Scheidemünze, — gab es ihnen und sagte: „Gehet nur hin, meine Freunde, und betet für den Bearneser; wenn ers besser mit euch machen könnte, würde ers thun.“

* 8. *

Der wahre Vater seines Landes.

Als im Jahre 1720. ein Schiff, das von Seyde kam, die Pest nach Marseille brachte, und gleich anfangs vier und zwanzigtausend Menschen hinraffte, schrieb der Herzog von Lothringen Leopold, nur für seine Unterthanen und Familie be-

sorgt, ohne auf sich selbst zu sehen, eigenhändig einen Befehl, von welchem der Anfang folgender war:

„Sollte zum Unglück Gott meine Staaten mit der Seuche, die in Frankreich herrscht, heimsuchen; so muß es eine meiner vornehmsten Sorgen seyn, auf die Erhaltung meiner Familie im Voraus Bedacht zu nehmen. Was mich selbst betrift, so ist mein Entschluß schon gefaßt. Ich will durchaus meine Staaten nicht verlassen, sondern mich vielmehr bereit halten, da, wo das Uebel einbrechen möchte, in der Nähe zu seyn, um die nöthigen Befehle zu ertheilen, und so viel, als möglich, in meinen Staaten zu retten suchen. Dies bin ich meiner Pflicht, und meinem Gewissen schuldig. Ich werde also nicht nur keinem Rathe Gehör geben, der mich zum Gegentheil bereden wollte; sondern ich würde nicht anders denken können, als daß solcher von Leuten herrühre, denen meine Ehre und meine Pflicht wenig am Herzen läge, als wodurch ich vor Gott und meinem Volke hierzu verpflichtet bin. Anders verhält es sich mit meiner Familie, die ich, so gut ich kann, zu retten suchen muß.“ —

* 9. *

Johann de Rotrou

War in seiner Geburtsstadt Polizeilieutenant, als eben daselbst die Pest sehr heftig grassirte. Alle seine Freunde ersuchten ihn schriftlich, daß er doch einen Ort, der für sein Leben so gefährlich wäre, aufs schleunigste verlassen und nach Paris kommen

men möchte. Rotrou schrieb ihnen zurük: ich befinde mich allerdings in grosser Gefahr, und eben, da ich dies schreibe, lautet man heute zum zwei und zwanzigsten male die Todtenglocke. Allein die Pflichten meines Amts, können mir nie so sehr am Herzen liegen, als in dem Zeitpunkte, wo die Noth am grösten ist, und ich nur der einzige Gesunde in der Stadt bin.

* 10. *

Wettstreit der Liebe.

Ein Geistlicher in Dijon, nicht reich, ziemlich alt, mit allerlei Leibesschwachheiten bedrükt, hatte, von seiner sehr mässigen Einnahme, seine armen Anverwandten sehr thätig unterstüzt, und war zulezt verbindlich geworden, die Schulden seines leiblichen Bruders, eines alten abgedienten Soldaten, die sich auf dreitausend Livres beliefen, zu bezahlen. Er wurde wegen dieser Zahlung sehr hart gehalten, und sahe doch keine Möglichkeit, sich derselben anders zu entledigen, als wenn er einige Sachen veräuserte, welche damals von wenigem Ansehen waren, und für welche er nur einen geringen Preiß zu erhalten hoffen konnte. Diese Lage sezte ihn in einen Gram, den man ihm an seinem Gesichte ansehen konnte. Einer seiner Amtsbrüder, der den besten Gebrauch von seinem Vermögen machte, sahe seinen Gram vollkommen ein, gieng und brachte ihm die dreitausend Livres — und dies, ohne nur eine Versicherungs-

schrift darüber zu verlangen. — Der Geistliche der diese Wohlthat empfieng, sezte darüber seinen Wohlthäter zum Erben ein, als er nach einiger Zeit starb. Dieser erschien, und besorgte, in Abwesenheit der Schwester des Verstorbenen, das Begräbniß — seines Freundes, entsagte der Erbschaft — überließ sie der eigentlichen Erbin, und wolte nicht einmal die Wiederbezahlung seiner dreitausend Livres annehmen.

* 11. *

Großmuth.

Im Jahr 1781. hatte man in der Oberlausiz unter Aussezung einer Prämie von zwanzig Dukaten, die Frage aufgegeben: Worinnen bestehen die hauptsächlichsten Mängel der Erziehung des Landvolks, und wie können dieselben gehoben, wie kan die Erziehung, ohne Anlegung neuer kostbarer Anstalten, durch das Beispiel und Mitwirken der Eltern, Beschäftigung der Jugend, Bemühungen der Schulmeister, Theilnehmung der Pfarrer und Einfluß der Obrigkeit, verbessert werden? Unter den Beantwortungen, welche hierüber einliefen, erhielt diejenige den Preiß, welche den Senator und Amtsadvokaten Sohr in Görliz zum Verfasser hatte, dieser aber äuserte hierbey seine edle und großmüthige Denkungsart dadurch, daß er diese Summe zum ersten Fond eines Schulmeisterseminariums niederlegte. Die Preißschrift selbst ist in der Buchhandlung der Gelehrten zu haben.

* 12. *

* 12. *

Ein englischer Schifskapitain, Peter Aubin, hatte in einem gewaltigen Sturm sein Schiff zu Grunde gehen sehen, und rettete sich mit dreien Gefährten seines Unglücks durch Schwimmen, auf eine leckgewordene Schaluppe. Er irrete neun Tage lang, verwundet, nackt und bloß, der Sonnenhitze ausgesetzt, von Hunger, Durst und äuserster Anstrengung entkräftet, auf ofner stürmischer See herum. Zween seiner Gefährten starben am achten Tage ihres Leidens; er selbst wurde, nebst seinem Steuermann, auf der Insel Tabago ans Land geworfen, und von menschenfreundlichen Wilden vom Tode errettet, geheilt, ernährt und den Seinen wieder geschenkt. Er beschreibt diesen Vorfall und die Sitten seiner Erretter auf folgende Art:

„Endlich warf der Sturm unsre Schaluppe in der neunten Nacht an den Fuß eines Felsens an Land. Wir krochen auf Händen und Füßen das hohe Ufer heran, und erwarteten, auf einige Blätter hingestreckt, den Anbruch des sehnlichst erwünschten Tages. Gegen acht Uhr des Morgens sahen wir einen jungen Karaiben, bald gehend, bald schwimmend, sich unserer Schaluppe nähern, wo wir nichts, als unsre beyden todten Gefährten und ein völlig verwesetes Stück eines Hundes nachgelassen hatten, der auf der schrecklichen Reise unsere einzige Nahrung gewesen war. Auf ein klägliches mitleidiges Geschrey des jungen Karaiben, kamen mehrere seiner Gesellschafter zu ihm, welche bald auf uns zu schwammen. Der älteste, ein

Mann von ohngefehr sechzig Jahren, kam mit zween jungen Leuten, von welchen, wie wir hernach erfuhren, der eine sein Sohn, der andre sein Eidam war, näher zu uns. Sie betrachteten uns einige Augenblicke mit stillen Thränen, und zeigten, durch Geberden und Worte, ihr Mitleiden und wohlwollende Hülfbegierde. Der Alte nahm ein Tuch von seinem Kopfe, und band es um den Meinigen; einer der jungen Leute setzte seinen Strohhut meinem unglücklichen Gefährten auf, der andre schwamm eilig fort, und brachte uns ein Gefäß frisches Wasser, einige Kassavebrodte, und ein Stück geröstetem Fisch. Zween andere Karaiben trugen die beyden Todten aus der Schaluppe an einen Felsen, und brachten die Schaluppe selbst völlig ans Land. Nach diesem verließen sie uns, mit dem deutlichsten Ausdruck des Mitleids, und kamen bald darauf in einem Kahn zurück.

Sie brachten uns in einem irdenen Topf eine Suppe, die wir von vortreflichen Geschmack fanden; sie führten uns in ihren Kahn, landeten nach zwo Stunden bey ihrer Hütte an, und trugen uns in ihren Armen hinein. Man legte mich auf das einzige Ruhebette, das in der Hütte war. Die Hausfrau bereitete uns einen sehr wohlschmeckenden Kräutertrank und eine Fleischbrühe von Tauben und andern Vögeln; man bähte meine faulenden Wunden, und reinigte sie, mit einem Dekokt von Toback und andern Heilkräutern. Mit jedem Morgen hob mich der Alte selbst aus seinem Lager, trug mich in seinen Armen unter einen Zitronenbaum,

baum, bedeckte mich mit Bananenblättern vor der Sonnenhitze, und salbte mich mit einer Art Oehl, um die Beulen zu heilen, welche die brennende Sonnenstrahlen auf meinem ganzen Körper verbreitet hatten. Man gab jedem unter uns ein Hemde und ein Paar Unterkleider, die man von europäischen Schiffen, gegen Schildkröten, eingetauscht hatte. Man reinigte und verband alle Morgen und Abend meine Wunden, und reichte uns angenehme und nahrhafte Speisen, Fleischbrühen von Agutis, Hühner und Tauben, vortrefliche Schildkrötensuppen, Kassaven, Bananen, süsse Erdäpfel und allerhand milde Früchte. Dieser sorgsamen Heilung und Pflege der gutherzigen Karaiben hatte ichs zu danken, daß ich, in Zeit von drey Wochen, mit Hülfe der Krücken, wiederum zu gehen anfing. Es kamen von allen Seiten der Insel andere Karaiben zu uns, und niemals mit leeren Händen; sie brachten uns Eyer, Hühner oder was sie sonsten für gut und dienlich für uns hielten. Ich grub meinen Namen in einige kleine Täfelchen, und vertheilte sie unsern Gästen. Eines dieser Täfelchen wurde auf einem, an der andern Seite der Insel, landenden Schiffe vorgezeigt, meine Freunde erhielten Nachricht von mir, und schickten einen gewissen Kapitain Young, mit einem kleinen Fahrzeug, mich abzuholen. Ich hatte neun Wochen bey den leutseligen, guten Karaiben gewohnt, und verließ sie mit so vieler Betrübniß, als mir ihre erste Bekanntschaft Freude verursacht hatte.

Als wir uns zur Abreise fertig machten, versorgten sie uns, mit einer ansehnlichen Provision an Vögeln, Fischen, Bananen, Feigen, Citronen und verschiedenen andern Früchten, und beschenkten mich mit einem Bogen und Pfeilen, womit sie mich schießen gelehrt hatten. Ich hatte nichts, die großmüthige Freygebigkeit meiner Wohlthäter zu erwiedern, als meine alte Schaluppe, die ich ihnen mit Freuden überließ. Der Kapitain Young fügte dazu einige Bouteillen Rum, einige Hemde, Unterkleider, Stricke, Messer, Angeln und andere dergleichen Kleinigkeiten. Endlich kam die Stunde der Trennung heran. Dreyßig Personen, Männer, Weiber und Kinder begleiteten mich ans Ufer, und alle zeigten unzweifelhafte Merkmale zärtlicher Betrübniß, besonders der Alte, der bey mir Vaterstelle vertreten hatte. Unsere Augen waren auf einander geheftet, als das Schiff vom Lande abstieß, und verliessen sich nicht, so lange sie sich erreichen konnten. Alle unsere Begleiter stellten sich in eine Reihe ans Ufer, und sahen uns lange mit unverwandten Augen nach, bis wir uns einander gänzlich aus dem Gesicht verlohren. Ich erinnere mich noch der wehmüthigen Empfindung, die mein Herz beklemmte, als sie, meine Wohlthäter vor meinem Blick verschwanden. Meine Thränen rollten still die Wangen herab, und ich fürchtete, nie mehr so glücklich zu seyn, als ich unter ihnen gewesen war. Ich liebe meine theure Karaiben noch, und werde sie ewig lieben; ich würde mein Blut für keinen dieser guten Wilden schonen, der meiner Hülfe bedürfte. Die

Die Karaiben in Tabago sind überhaupt wohlgestalte Leute, von gelblichter Olivenfarbe, mit langen schwarzen Haaren, auf die sie viel halten. Sie kommen fast alle zu einem hohen Alter, welches ihrer ordentlichen und ruhigen Lebensart zuzuschreiben ist. Die Männer nehmen nur eine Frau, die sie zärtlich und doch ohne Eifersucht lieben; weil sie sich sowohl auf die Ehe ihrer Weiber, als auf die Freundschaft, welche das ganze Volk unter einander brüderlich verbindet, verlassen. Ihr gegenseitiges Zutrauen ist so stark, daß niemand sich einbildet, sein Freund könne ihn in einem so zärtlichen Punkt beleidigen. Wenn dieses indessen doch geschieht, und der Mann, oder die Brüder und Verwandten des Mannes, es erfahren, so nehmen sie sogleich ihre vergifteten Kriegspfeile, welche nur gegen ihre Feinde aufbewahrt werden, zur Hand, und tragen sie beständig bey sich, bis sie den Schimpf des beleidigten Freundes, durch das Blut des Verräthers gerochen haben.

Kein Volk auf der Welt liebt seine Kinder mit größerer Zärtlichkeit. Die Eltern wenden, ohngeachtet des überhaupt ernsthaften und phlegmatischen Temperaments der Nation, alle ihre müßige Zeit dazu an, mit den Kindern zu spielen, und sie in allem, was bey ihrer Lebensart nöthig ist, zu unterrichten; oder auch ihren Körper, durch gewisse widernatürliche Verunstaltungen, nach ihrer Meynung, zu verschönern. Die Karaiben stehen mit der Sonne auf; die Männer gehen mit ihrer Flinte, oder ihrem Bogen, auf die Jagd, die Weiber sammlen

Erdäpfel und Wurzeln, Früchte und Blätter von Bananen u. s. w. und die Knaben und Mädchen gehen auf den Fischfang aus. — Um acht oder neun kommen alle wieder in die Hütte zusammen, und legen ihren mitgebrachten Vorrath in die Mitte derselben hin. Alle greifen zu und reinigen und bereiten die Mahlzeit, während daß die Hausfrau die Fleisch- oder Fischbrühe kocht, welche so stark gewürzt wird, daß ein Fremder sie nicht ohne Schmerzen in den Mund nehmen kann. Nach Endigung der Mahlzeit wird alles Uebriggebliebene aus der Hütte getragen, und den Hunden vorgelegt. Sie lieben diese Thiere ungemein, und sagen, daß sie eben so gut ein Recht auf die Beute haben, als ihre Herren, weil sie ihnen bey dem Fang behülflich gewesen.

Nachmittags pflegen die Männer auszuruhen, oder auf ihrer Rohrflöte zu spielen, oder einige Werkzeuge zu machen, oder ihre Netze in Ordnung zu bringen. Die Weiber setzen sich an das Ufer eines Flusses, putzen und salben ihre Haare, oder machen Zierathen von Stroh für die Bogen und Pfeile ihrer Männer und Verwandten, oder singen Lieder, welche alle auf einen ernsthaften und langsamen Ton gehen. Alle scheinen glückliche und mit ihrem Schicksal zufriedene Menschen zu seyn.

Ihr Gottesdienst ist von sehr sonderbarer Art, und besteht in Verehrung des Mondes. Sobald sie selbigen an jedem Neumonde zuerst am Himmel gewahr werden; so verlassen sie sogleich alle andere

andere Beschäftigungen, und fassen sich einander unter die Arme. Der Ehrwürdigste von ihnen hält, in der ehrerbietigsten und rührendsten Stellung, sein Gebet an den Mond, wobey er beständig das Wort Amontikamava wiederholt. Sie umarmen sich untereinander aufs zärtlichste, mit Thränen in den Augen, und fallen, in den feyerlichsten Augenblicken der Anbetung, mit ihrem Antlitz, zur Erden. Nach Endigung dieser Ceremonie, gehen alle, die bey Anfang derselben, außer der Hütte gewesen, in ihre Wohnung zurück, beobachten einige Zeit ein ernsthaftes Stillschweigen, und scheinen den ganzen Tag über in einer Art von Furcht oder heiligen Schauer zu seyn. An gewöhnlichen Tagen bestehet ihre Andacht in einer bloßen Begrüssung des Mondes. —

* 13. *

Im Jahr 1758. fiel ein Matrose, bey stürmischen Wetter, unglücklicher Weise, von einer Fregatte, im mittelländischen Meere, über Bord in die See. Sogleich war ein Jonasfisch oder Menschenfresser, der auch unter dem Namen Hundkopf und Seewolf bekannt ist, bey der Hand, und nahm den schwimmenden und um Hülfe schreienden Kerl in seinen weiten Rachen, so daß der Matrose alsbald verschwand. Schon waren einige andere Matrosen in die Schaluppe gesprungen, ihrem noch schwimmenden Kameraden zu helfen, als inzwischen der Schiffscapitain den Vorfall mit diesem Seehunde sah. Dieser hatte so viel

viel Gegenwart des Geistes, daß er ein auf dem Verdecke stehendes Geschütze auf den Fisch richten und losbrennen ließ, wodurch derselbe auch, glücklicher Weise, so getroffen wurde, daß er den so eben in den Rachen aufgefangenen Matrosen gleich wieder von sich gab, der denn in die unterdessen schon angekommene Schaluppe lebendig, und nur wenig verletzt aufgefischt; der Seehund aber von den andern Matrosen, durch Harpunen und Stricke, so überwältiget wurde, daß sie ihn an die Fregatte schlepten, und daselbst in die quere aufhingen, um ihn an der Luft zu trocknen.

S. Müllers Linnäisches vollständiges Natursystem, Th. 3. S. 268.

* 14. *

Als im Jahr 1642. den 9ten November Torstensohn die Stadt Leipzig mit Feuereinwerfen ängstigte, und D. Martin Geier eben früh, gutes Muthes aufgestanden, und in seine Studirstube gegangen war, und ein Kapitel in der Bibel zu lesen angefangen hatte; kam ihm eine Angst an, so daß er ohne solches zu endigen, aus der Stube gehen muste. Kaum war er hinaus, so kam eine Stückkugel in dasselbe Zimmer, wodurch die Bibel, nebst andern Büchern, sehr übel zugerichtet wurde; und Geier hielt solches jederzeit für ein besonderes Zeichen der göttlichen Fürsorge.

* 15. *

Als die Schweden im Jahr 1658. Naskov überrumpelt und sich von Lolland Meister gemacht

macht hatten, giengen sie so gleich von da über das Eis nach **Falster**. Diese Insel wurde gar bald eingenommen, und **Karl Gustav** hielt da zween Rasttage, um seine Völker in desto bessere Ordnung, zu dem Uebergange nach Seeland, zu setzen. Dies waren jammervolle Tage für die Einwohner; der übermüthige Feind plünderte ihre Güter und plagte sie selbst; ja es ging so weit, daß beschlossen wurde, die Stadt Nyekiobing anzuzünden, weil sie nicht alle ihr aufgelegte Brandschatzungen herbeyschaffen konnte. Diese Verheerung aber wandte der für seine Stadt, so wie für seine Kirche, eifrige Jes Jessen ab, welcher Pfarrer in Nyekiobing und Probst in der Süderharde war; und das auf folgende Weise: Der Tag, da die Verheerung beschlossen worden, war eben ein Sonntag, und die geängsteten Bürger waren in der Kirche, dem Gottesdienste beyzuwohnen. Der Probst bestieg die Kanzel, und hielt eine Rede, die dem gegenwärtigen Zustande angemessen war. Während seiner Predigt ward er am andern Ende der Kirche einige Schweden gewahr, aus deren Kleidung er schloß, daß sie nicht von den Geringsten wären. Er sah seine Mitbürger gebeugt unter dem Elende, und ihnen zur Seite diese Menschen, auf deren Wink ihr äuserstes Unglück beruhte. Dies entbrandte den Eifer in seiner Brust; er schärfte seine Rede gegen Grausamkeit und Unterdrückung, doch ohne die vernünftige Behutsamkeit zu vergessen, die durch die Umstände nothwendig gemacht wurde. Kaum war der Probst zu Hause gekommen, als Karl

Gustav,

Gustav, der wider Vermuthen selbst in der Kirche gewesen, ihm sagen ließ, er wolle kommen und zu Mittage mit ihm essen. Jessen, noch warm von dem Eifer, mit dem er geredet, antwortete gleich: „Er habe zu seinem Mittagsessen nichts, als ein wenig Erbsen und Speck; dies sey alles, was die schwedischen Soldaten ihm übrig gelassen, und dies schäme er sich dem Könige vorzusetzen, und müßte also die ihm zugedachte Gnade verbitten.“ — Karl Gustav beharrte gleichwohl auf seinem Vorsatze, ließ nochmals sagen: er werde kommen, und kam. Als Jessen nun den schwedischen König in seinem Hause, und an seinem Tisch sah, fing er wieder an, für seine Stadt zu reden. Er bat, und stellte mit vielem Nachdruck alles vor, was er nur als rührend und überredend ersinnen konnte, und hörte nicht auf, bis ihn der König versicherte, er wolle der Stadt schonen, und Befehl stellen, mit den Feindseligkeiten inne zu halten, die bis dahin ausgeübt worden. Er hielt auch sein gegebenes Wort, und um vorzubeugen, daß nicht ohne sein Vorwissen Gewalt ververübt würde, soll er dem Orte eine Salvegarde gegeben haben. — Dieser würdige Patriot wurde, ihm zur Ehre, und der Nachwelt zur Erinnerung, abgemahlt, und das Bild auf dem Rathhauß in Nyekiobing aufgestellt, wo es noch befindlich ist. Das Stück ist gut gearbeitet. Man erblickt einen ehrwürdigen bärtigen Mann, dessen bedeutungsvolle Gesichtszüge von dem männlichen Eifer zeugen, der einen kriegerischen König zu bewegen,

wegen, und einen herrschenden Feind zu besänftigen im Stand war.

* 16. *

Großmuth.

So groß die Talente des Abts Bandoc waren, so erfuhr er doch, wie weit die Ausschweifungen des Partheygeistes und des Enthusiasmus verführen und verblenden können. Er erlaubte sich die ausschweifendsten Reden gegen den guten Namen eines Ministers am französischen Hofe. Dieser, der zu edel dachte, als daß er Rache üben sollte, die ihm sehr leicht gewesen wäre, verdoppelte seinen Ruhm dadurch, daß er zu der Vergebung dieser Beleidigung noch die edelste Handlung der Wohlthätigkeit hinzufügte. Bandoc ward von Armuth und Widerwärtigkeit gedrückt, und erdreustete sich, dem Minister seine Noth zu klagen. Er behauptete, er könne seine Demüthigung in diesen Umständen nicht besser, als dadurch zu erkennen geben, daß er sie demjenigen vorlege, den er aufs grausamste beleidiget habe. Der Minister, gerührt durch sein Schicksal, bat ihn, das zu vergessen, dessen er sich selbst nicht mehr erinnere, und versprach ihm, die Gnade des Königs für ihn zu suchen, welche er auch erhielt. Der König hatte es andern Personen, die sich für den Abt verwendet, abgeschlagen, für ihn zu sorgen; aber durch die Großmuth des Ministers gegen seinen Feind ward er so gerührt, daß er ihm aus seiner Widerwärtigkeit half.

* 17. *

Als Eugen und Marlborough die Vestung Lille erobert hatten, und erfuhren, daß die Holländer, ihnen zu Ehren, ein prächtiges Feuerwerk anstellen wollten, schrieben beyde Helden an die Generalstaaten, diese Feyerlichkeit zu unterlassen, und das Geld, das man darauf hätte wenden wollen, unter die Witwen der in diesem Feldzuge gebliebenen Soldaten zu vertheilen.

* 18. *

Als im Frühjahr 1775. die Gegend um Manheim, durch eine starke Ueberschwemmung heimgesucht wurde, ward ein Dorf dergestalt unter Wasser gesetzt, daß die Einwohner kaum noch auf den Dächern der Häuser ihr Leben retten konnten. Einige von ihnen ergriffen Bretter, banden sie als Flössen zusammen, um damit nach der Stadt zu fahren, und Anstalten zur Rettung der übrigen zu treffen. Sie erzählten sogleich, als sie ans Stadtthor kamen, die dringende Noth ihres Dorfes. Ein Soldat, der es mit anhörte, und so eben Löhnung und Brod auf etliche Tage bekommen hatte, gab ihnen augenblicklich beydes hin. Nehmt, (sprach er;) ich stecke noch nicht im Wasser drinnen, und in Manheim werd ich auch nicht verhungern dürfen.

* 19. *

Treue.

Ein gewisser Neger Hejage, der in den Wüsten Nubiens gebohren ist, wurde mit drey Brüdern

dern an die Negerhändler verkauft, und kam an Herrn Derr, einen Einwohner zu Dominique, bey welchem er Sklavendienste verrichtete. Er besitzt, wie mehrere Negern, einen gesunden und fähigen Verstand; um destomehr kränkten ihn die schlechten und falschen Nachrichten und Urtheile, welche man allenthalben von den Negern verbreitet. Er entschloß sich, durch sein eigen Beyspiel das Gegentheil zu zeigen, und that dies bis zum Erstaunen der Europäer. — Er hatte bisher die Verrichtungen, die ihm sein Dienst auferlegte, mit einem Fleiß und Treue verwaltet, welche ihm die Achtung des Herrn Derr, seines Prinzipals, erwarben; und Herr Dert hatte den Entwurf gemacht, seinen Neger Hejage, wegen seiner Tüchtigkeit, zum Aufseher einer besondern Pflanzung zu machen, als der Marquis von Bouille, den zwanzigsten Jenner 1779 vor Dominique erschien, um die Insel für die Krone Frankreich einzunehmen. Herr Dert war einer der ersten, welche sich von den Einwohnern zur französischen Parthey schlugen, und erbot sich dem Marquis von Bouille zum Anführer. Indem sie aber gegen eine Anhöhe marschirten, um solche zu gewinnen, fanden sie diese mit einer eisernen Kanone besetzt, wobey zween Negers kommandiret waren. Der eine war ein englischer Neger, der andere aber war Hejage. — Der englische Neger wollte, als die Feinde anrückten, abfeuern; Hejage aber, dem beym Anblick seines Herrn, alles Gefühl der Treue und des Mitleids befiel, bat seinen Kammeraden einzuhalten. Da sich der Mar-

 quis

quis und Herr Dert in einem Hohlwege befanden; so wären sie unerrettlich verlohren gewesen. Hejage beschwor den englischen Neger, bey ihrer Nationalfreundschaft, die Kanone nicht abzufeuern; allein dieser gab nur kurz Gehör, und ergriff die Lunte. Nunmehr vergaß Hejage alle Betrachtungen; er drückte seine Pistole auf seinen Kameraden loß, und streckte ihn zur Erde. Vom Eifer über seinen glücklichen Erfolg beseelt, lief er den französischen Befehlshabern entgegen, und warf sich, ohne ein Wort vorbringen zu können, zu ihren Füssen. — Der Marquis Bouille war über den Edelmuth des Negers erstaunt. Sobald er die Insel im Besitz hatte, so gieng die erste seiner Beschäftigungen dahin, den Hejage zu belohnen. Er bot Herrn Dert im Namen des Königes, viertausend Livres, für die Freiheit seines Sklavens an. — Herr Dert nahm das Geld an, aber blos, um dem Hejage ein Geschenk damit zu machen. Dieser hingegen genießt seine Freiheit, um einem Herrn fortzudienen, den er liebt, und von welchem er geliebt wird.

* 20. *

Untreue.

Der Kaiser Friedrich befand sich eben im päbstlichen Banne, als er im Jahr 1228. seinen Kreuzzug antrat, dazu ihn die Päbste so sehr genöthiget hatten. Sogleich untersagte ihm Gregor der Neunte sich in den heiligen Krieg zu mischen, und als der Kaiser darauf nicht achtete, schrieb er

selbst

selbst an den Sultan von Babylon, um die Unterhandlung zu hemmen, welche der Kaiser mit diesem Fürsten angefangen hatte; jedoch der Brief ward aufgefangen und dem Kaiser selbst überliefert; der Kaiser schloß 1229. den Vergleich mit dem Sultan, kraft dessen Friedrich Jerusalem nebst ganz Palästina, erhielt. Der Kaiser hielt einen prächtigen Einzug zu Jerusalem und besuchte die Kirche des heiligen Grabes, in welcher er eine goldene Krone auf den Altar legen ließ. Weil ihm aber die Krönungsceremonie, wegen des päbstlichen Interdikts, von dem Patriarchen abgeschlagen wurde, setzte er sich, unter dem lauten Frohlocken der Deutschen, die Krone selbst auf, um auf diese feierliche Art sein Recht, als König von Jerusalem, zu bestätigen. Nichtsdestoweniger widersetzte sich der Patriarch, nebst den Johanniterrittern und Tempelherren dem geschlossenen Vergleiche des Kaisers, und suchten diesem Fürsten den verrätherischsten Streich zu spielen. Sie gaben nämlich dem Sultan von Babylon die Nachricht, daß der Kaiser an den Jordan käme, allwo er ihn gar leicht gefangen nehmen oder tödten lassen könnte. Der Sultan, erfüllt mit Abscheu gegen diese treulose Gesinnung der Christen, und besonders derer, die ein Ordenskleid mit dem Kreuz trugen, zeigte zween seiner vertrautesten Räthe den Brief, und überlegte mit ihnen die Sache. Diese stellten ihm vor, der Vergleich wäre nun einmal geschlossen, und könnte also nicht verletzt werden, ohne daß man sich einer verabscheuungswürdigen Frevelthat schul-

dig machte; und es würde viel rühmlicher seyn, wenn man den Brief, mit dem daran hängenden Siegel, dem Kaiser sendete. Dieser würde dadurch zu der stärksten Freundschaft gegen den Sultan verbunden, und die Christen insgesamt beschämet werden. Der Sultan folgte diesem Rath; indessen war der Kaiser, durch einige aufmerksame Personen, auch bereits vor der Verrätherei gewarnet worden, mit welcher man wider ihn umgieng. Er hielt mit der Reise an den Jordan zurück, konnte sich aber nicht überzeugen, daß Ordensleute boshaft genung wären, eine solche That zu begehen, bis er von dem Sultan selbst die ausführlichste Nachricht, nebst dem Briefe der Ritter erhielt, die ihm leider allen Zweifel benahmen.

* 21. *

Proben kindlicher Liebe.

E** W** ein armes Bauermädchen wurde von sehr armen Eltern gebohren, und brachte nur eine Hand mit sich auf die Welt. Durch Fleiß, Uebung und Aufmunterung ihrer Mutter, lernte sie in ihrem sechsten Jahre Seide winden, und half ihren Eltern und Geschwistern zum gemeinschaftlichen Unterhalt arbeiten und verdienen. In ihrem fünf und zwanzigsten Jahre starb ihre Mutter. Seitdem lebte sie allein bei ihrem Vater, der ein und achtzig Jahre alt wurde. Bis auf die drei lezten Jahre seines Lebens, gieng er in eine Fabrik, in die Stadt, und Va-

ter

ter und Tochter ernährten sich, durch ihre Handarbeit, ohne jemand beschwerlich zu seyn.

Der Vater ward, und blieb drei Jahre krank; unvermögend etwas zu verdienen, schwachte er allmählig ab, und starb endlich. Diese Tochter wartete ihren alten Vater nicht nur treu und unverdrossen, und versäumte willig ihre Arbeit, wovon sie sich ernährte und anständig kleidete; sondern sie kaufte ihm aus ihrem Verdienste, und dem seit der Krankheit dem alten Vater wöchentlich bestimmten Allmosen — wenn immer möglich, täglich etwas Wein, und sie trank Wasser; sie kochte ihm mit Butter, und sie aß ohne Butter. Nach dem Tode ihres Vaters, hat und empfieng sie nichts, als ein schlechtes Bett, vergebene Herberg und von ihrem Bruder Holz, so viel sie nöthig hat. Sonst nichts zu ihrem Unterhalt und Kleidung, als was sie mit ihrer einen Hand verdient, schämt sie sich zu betteln, darum weil sie arbeiten kan. — Von ihrer Jugend an hat sie auf Gott vertraut, und erfahren, daß er für sie sorgt, indem er sie über vierzig Jahre erhalten und bekleidet hat. — Selbst wenn sie es nöthig hat, geht sie dennoch nicht zu ihren bekanten Guten, denen sie allemal willkommen ist, sondern wartet, bis solche sie kommen heißen, erfährt aber auch Gottes Fürsorge darinnen, daß er sie oft, und meistens, wenn sie es nöthig hat, ohne ihr Zuthun zu guten Menschen bringt, an die sie nie dachte. Immer ist sie fröhlich und dankbar.

* 22. *

Ich sahe, sagt Bertrand in seinem Therenon, ich sahe noch, vor wenig Augenblicken, den beherzten Sohn, der vor einigen Jahren sein Leben in Gefahr stürzte, um das Leben seines Vaters zu retten; indem er ihn, mit heldenmüthiger Tapferkeit, mitten aus den Flammen riß. Er bewohnt ein Dorf auf den Bergen, einige Meilen von Therenon. Eines Tages im August war er ins Holz gegangen, wo er durch ein heftiges Gewitter überfallen wurde. An statt unter irgend einem Obdache zu warten, bis es sich ein wenig geleget hätte, lief er, von einer geheimen Ahndung getrieben, ungeachtet der Ströme von Plazregen, und der heftigen Donnerschläge, seiner Heimath zu. Als er auf die Höhe kam, unter welcher sein Haus lag, sahe er die Flammen aus dem Holzdache desselben hervorbrechen. Er beschleunigte seine Schritte, und kam ganz triefend von Wasser an. Er fand seine Frau und Kinder, wie sie ihr Unglük, die Wirkungen des Blizzes beweinten. Mit änglicher Ungeduld fragte er: wo ist mein Vater? — Ach! durch die Gicht im Bette zurükgehalten, konnt er sich nicht gleich davon machen, und wir konnten nicht wieder hineingehen, weil das Feuer schon die Thüre ergrif. — Augenbliklich, ohne zu antworten, stürzte dieser edle Sohn sich mitten durch die Flamme, ungeachtet des Geschreies seiner Frau, die ihn zurück halten wolte. Er drang in die Kammer, wo er seinen

nen Vater auf den Knien antraf. Mit kaltem Blute, wiewohl in der äusersten Gefahr, bedacht er, daß er umkommen würde, wenn er durch die Thür, wo er hereingekommen war, wieder zurük gehen wolte; ergrif also ein Beil — stieß und hieb eine Wand ein — und öfnete sich einen Ausgang auf einer Seite, die von Feuer noch nicht ergriffen war. Er nahm seinen Vater auf die Schultern, und trug ihn glüklich heraus. Beim Hereingehen hatte er sich den linken Backen und das Ohr verbrannt; aber seine durchnäßten Kleider und seine Schnelligkeit, hatte das Uebrige seines Körpers geschüzt. Er trägt noch die rühmlichen Denkmäler dieses Brandes. —

Noch ein ganz frisches Beyspiel der zärtlichsten kindlichen Liebe hatten wir in unserer Nachbarschaft. Ein Sohn, der von den Ufern des Neuburger Sees seinen Vater in Gefahr sah, mit einer Barke unterzugehen, riß einen zerbrochenen Kahn, welcher aus drei Brettern bestand, los, und nach unbeschreiblicher Mühe, da er mit der einen Hand ruderte, und mit seinem Hute das Wasser mit der andern ausschöpfte, kam er zu der Barke und rettete, durch seinen Muth, seinem Vater, und den Uebrigen, die auf der Barke waren, das Leben. —

Ein anderes, obwohl nicht so neues Beispiel der nämlichen kindlichen Liebe ist folgendes. Ein armer Bauer, in den Bergen der Vogtei Yverdon, vermiethete sich zum Holzfällen. Er ge-

brauchte sein Tagelohn sich kümmerlich davon zu nähren; das übrige war ganz seiner alten und kranke Mutter gewidmet. Eines Tages ließ er eine große Tanne einen geraden und steilen Fußweg hinunter gleiten; er folgte dem Baum, um ihn, wo es nöthig war zu lenken. Ein ungeheurer Stein, welcher sich losriß und herabstürzte, gab dem Baum plözlich einen so heftigen Stoß, daß er herumflog, den Unglüklichen traf, und ihn mit zerbrochenem Arm und zerschmettertem Kopfe niederwarf. Seine Mitarbeiter liefen bei diesem traurigen Schauspiele herzu, und wolten ihn aufheben. Er sagte weiter nichts, als: **um mich ists geschehn! Aber was wird aus meiner armen Mutter werden! Ich empfehle sie Gott und euch!** — Mit diesen Worten, wodurch er seine Zärtlichkeit für die, welche ihm das Leben gegeben, so rührend ausdrükte, verschied er. —

S. Therenon, oder die Sommertage auf dem Gebirge, — von E. Bertrand, aus dem Franz. Leipzig 1778. S. 97 f.

* 23. *

Der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ritt in der Schlacht bei Fehrbellin einen Schimmel. Als sein Stallmeister bemerkte, daß die Feinde heftig darnach schossen, bat er den Churfürsten, ihm den Schimmel zu geben, weil er so scheu wäre. Kaum hatte er solchen bestiegen, als eine Kanonenkugel beide tödtete. Durch diese Treue ward der Churfürst erhalten.

24

* 24. *

Wahrer Edelmuth.

Als im May 1773. die Stürme in der Ostsee auserordentlich tobten, muste der Hauptmann Richardson, der ein englisches Schiff kommandirte, eine ganze Nacht mit den fürchterlichen Wellen kämpfen; doch gelang es ihm endlich, mit Anbruch des Tages, glücklich in den Hafen von Danzig einzulaufen. Sogleich aber, als er sein eigenes Schiff in Sicherheit gebracht hatte, wollte er einigen Unglücklichen beyspringen, von deren kläglichen Umständen er ein Augenzeuge gewesen war. Sechzehn Personen hatte er auf den Verdeck eines gescheiterten Schiffes erblickt, die Gefahr liefen, von den Wellen verschlungen zn werden, wo sie nicht schleunig Hülfe erhielten. Richardson sprach den Hauptmann eines andern Schiffes an, diese Unglückliche zn retten — und bat, da dieser nicht dran wollte, nur um einige von seinen Leuten, weil seine eigenen Matrosen, von der heftigen Nachtarbeit noch ganz ermattet waren. Auch dies nicht; nicht einmal ein Boot, das größer war, als Richardsons, gab der Fühllose, um sechzehn seiner Mitmenschen das Leben zu retten. — Voll Unwillen kam Richardson zu seinen Leuten. Engländer, sprach er, dies sind Menschen ohne Muth! Laßt uns zeigen, daß wir welchen haben, wenn es darauf ankommt, Unglücklichen beyzuspringen. — Sogleich ward das Boot ausgesetzt — man ruderte aus dem Haafen, der

der Kapitain mitten unter seinen Leuten, denen er Muth zusprach, und dadurch er, mit Gefahr seines eignen Lebens, in drey Reisen, sämtliche sechzehn Unglückliche rettete, die bereits von aller menschlichen Hülfe abgeschnitten zu seyn schienen.

* 25. *

Ruhmwürdige Stiftungen.

Jakob Fugger, einer der vormaligen größten Kaufleute in Deutschland, dem die Fuggerische Familie vornämlich ihre Größe zu danken hat, und der im Jahr 1525. verstarb, war überaus wohlthätig; vorzüglich aber für die Armen seiner Vaterstadt Augspurg besorgt. Es ist natürlich, daß es in einer so großen und volkreichen Stadt eine Menge derselben geben muß; indem mehrere durch Alter und Krankheit, andere aber aus Mangel der Nahrung in Dürftigkeit fallen. Für jene fand Fugger durch Spitäler, Pfründen und Allmosen schon ziemlich gesorgt; allein diesen, die sich zu nähren noch Lust besaßen, fehlte es gänzlich an Unterstützung. Zu andern Beschwerden, die sie drückten, gehörten vornämlich die starken Miethen und Hauszinse, die ihnen das Meiste dessen hinwegnahmen, was zur Unterhaltung ihres Lebens dienen sollte. Dies vermochte Fuggern zu einer Stiftung, durch welche sehr vielen in diesem Punkte geholfen wurde. Er kaufte einen großen Plaz von Gärten und Häusern in der Jakobsvorstadt, auf welchen er hundert und sechs kleine Häuser erbauen, und zu Wohnungen für arbeitsame Haus-

arme zurichten ließ, und wobey er zugleich, durch Stiftung einer Kapelle, für ihre Andacht sorgte. Diese vortrefliche Stiftung, zu deren Unterhaltung, nebst den sehr geringen Hauszinsen von einem Gulden, noch ein sehr ansehnliches Kapital gewidmet war, heißt noch jetzt die Fuggerey, und gereichet dem wohlthätigen Manne noch immer zur Ehre.

Gleiche Freigebigkeit zeigte Fugger zum Vortheile der Kranken. Es wüthete um diese Zeiten in Deutschland eine Seuche, die von den Spaniern aus der neuen Welt, und sodann nach Deutschland gebracht worden war. Man nennte sie die französischen Blattern, indem sie eine große Aehnlichkeit, mit der, unter diesem Namen, bekannten Lustseuche hatte. Sie war so ansteckend, daß auch die unschuldigsten und ehrbarsten Personen davon angegriffen wurden; die dann um ihre Gesundheit wieder zu erlangen, sich aus der Gemeinschaft andrer entfernen musten. Beyderley Endzwecke, der Absonderung und Genesung zu erreichen, stiftete Fugger das Holz- oder Blatterhaus für zwey und dreißig Personen, von beyden Geschlechtern, besonders für Fremde, welche von dieser abscheulichen Krankheit angesteckt waren.

* 26. *

Edle Wohlthätigkeit.

Ein angesehener Mann von St. . . befand sich zu Paris an einer vornehmen Tafel, und erzählte, daß er einen unglücklichen Edelmann unterzubringen wünschte, der krank und verlassen im Hause eines

nes Bürgers lebe, der schon über Vermögen an ihm gethan habe. Er nannte beyde mit Namen und den Ort ihrer Wohnung. Des folgenden Tages besuchte er den Kranken, um ihn mit Geld zu unterstützen. — Ich brauche kein Geld, mein Herr, sagte dieser; vor einer Stunde erhielt ich, in einem versiegelten Papier, fünf und zwanzig Louisd'or. — Ey von wem das? — Ich kenne niemanden hier, wenn Sie nicht der Wohlthäter sind. — Ich bins nicht; weisen Sie mir die Aufschrift des Päckchens. — Hand und Siegel waren ihm unbekannt. Er riß das Letztere ab, welches ein artiges Sinnbild vorstellte, und nach einigen Tagen bemerkte er an der Uhr des Grafen von B** das Petschaft, dessen Abdruck er noch bey sich hatte. Der Graf saß mit an der Tafel, als die Geschichte des armen Edelmanns erzählet wurde; allein Worte und Mienen verriethen die That nicht, die sein Herz beschloß.

* 27 *

Besondere Rettung.

Als der berühmte d'Aubigné auf seiner Flucht aus Frankreich zu Conforgien angekommen war, überredete ihn der Edelmann des Orts, bey ihm zu Nacht zu speisen und zu schlafen, unter der Versicherung, daß er bereits einen sichern Wegweiser für ihn, Namens Petit-Roi, auf den folgenden Tag, ausfindig gemacht hätte. Aber der feine Herr gab noch in derselben Nacht vielen Edelleuten in dasiger Gegend Nachricht von dem Wege, den

d'Aubi-

d'Aubigné am folgenden Morgen nehmen würde, damit sie einen Hinterhalt auf ihn anlegen könnten. Jedoch am Morgen, da d'Aubigné sich zur Abreise rüstete, befiel diesen Verräther, indem er mit ihm redete, auf einmal ein solches Herzweh, daß er sich genöthiget sah, zurück zu bleiben, und seine Kommission einem andern zu geben, der den d'Aubigné einen ganz verschiedenen Weg führte, von dem, den der Verräther vorgehabt hatte. Dies rettete den d'Aubigné das Leben, der diese Umstände nachmals von einem jungen Edelmann erfuhr, der mit von dieser Parthie gewesen war, diese vorgehabte Verrätherey auf seinem Todbette bekannte, und ihn deswegen um Vergebung bat.

* 28. *

Preiswürdige Großmuth.

Der Herzog von Armentieres äuserte in dem lezten Kriege das großmüthigste Betragen gegen Freunde und Feinde. Sein Wohlwollen war auf Grundsäze gebaut, und nicht die bloße Frucht eines weichlichen Temperaments. — Er schrieb an den Herrn Pastor Roues nach Zelle einen vortreflichen Brief. „Sie haben mir, sagte der Herzog zu dem Prediger, allzuviele Gelegenheiten verschaft, ihren Mitbürgern zu dienen, als daß ich Ihnen nicht meine gerechte Erkenntlichkeit dafür bezeugen sollte.“ Diese Erkenntlichkeit bestand in dem Geschenke, das der Herzog mit dem *Dictionnaire encyclopedique* dem Herrn Roques machte.

* 29. *

Entsetzliche Grausamkeit.

Als Magdeburg im dreissigjährigen Kriege erobert, und zum traurigsten Schauspiele der Wuth und Grausamkeit gemacht wurde, bot eine Mutter einem unmenschlichen Soldaten alles an, was sie hatte, und flehte nur für sich, ihre Kinder, und ihren Säugling, den sie auf der Hand hielt, um Erbarmung; allein nichts war fähig, das Herz des Barbaren zu erweichen. Er fluchte in seiner Sprache, und Tod blitzte aus seinen Blicken; er schwang den Säbel, und spaltete der armen Frau das Haupt, die niedersank und ihren Säugling noch hielt, als ihn der Barbar in ihren Armen durchstach, und zwey andere Kinder tödtete. Nur einer entfloh, und brachte diese Geschichte auf die Nachwelt.

* 30. *

Redlichkeit.

Vor einigen Jahren kam der Direkteur vom Vauxhall und Maitre de la Chapelle de Musique in London, Barthelemon, auf seiner musikalischen Reise, durch Deutschland und einige andere Länder, unter andern nach D.**, wo er sich nur einige Augenblicke verweilte. Er trank hier zwo Tassen Kaffee, seine Frau auch zwo, sein Kind aber zwo Tassen Thee, mit einem Brod; dafür forderte der Wirth vier Gulden. Barthele-

thelemon ward unwillig, indessen gab er ihm doch zwo Gulden. Der Postillion, der im Zimmer auf seinen Passagier wartete, sah die offenbare Geldschneiderei, und als der Reisende sich doch zur Hälfte der ungerecht geforderten Summe gutwillig verstand, fieng der ehrliche Postknecht selber an, auf seinen Herrn zu schimpfen; hielt ihm seine Betrügereien ernstlich vor, fragte ihn, ob er sich nicht seiner Sünden fürchtete, schlug mit der Peitsche auf den Tisch, und erklärte, daß er so einem öffentlichen Spizbuben nicht weiter dienen wolte. — Mit Vergnügen bemerkte der Engländer und seine Familie diesen herzhaften Ausbruch der Rechtschaffenheit an einem Deutschen Postillion.

* 31. *

Johann Martin Vogel von Schnabelweyd bei Bayreuth kam in seiner Jugend auf das Vorgebürge der guten Hofnung, wo es ihm glükte ein reicher Mann zu werden. Von seinem Ueberfluß that er seinen Freunden viel Gutes — machte eine Stiftung zu Büchern für arme Kinder — und hinterließ endlich der Kirche zu Schnabelweyd, seinem Geburtsorte, dreitausend holländische Rixdaler. — Zum Andenken dieser Stiftung hielt der Pfarrer des Orts, Herr Heinrich Friedrich Jost, eine Predigt, von der Natur und den Belohnungen der wahren Wohlthätigkeit, — 1779 — die reich an ausgesuchten Gedanken, gut geschrieben, erweckend und erbaulich ist.

* 23 *

Die leztverstorbene wohlthätige Prinzessin Wilhelmine von Anhaltdessau endigte ihr Leben ebenfals mit einer schönen Stiftung, indem sie das einträgliche Dorf Mosigkau, wo sie ein herrliches Lustschloß, nebst einem vortreflichen Garten hatte, zu einem adelichen Fräuleinstifte widmete, wo acht oder noch mehrere Fräuleins, in einer sehr angenehmen Retirade, einen ruhigen und bequemen Siz finden werden. Zur Zeit hat bloß die Frau Abbatissin ihren Siz da, bis erst von den übrigen Einkünften, die hinterlassenen größeren und geringeren Bedienten dieser Fürstin, bis an ihr Ende versorgt worden; dann kan und wird es ohnfehlbar für manche würdige Person ein gewünschter Aufenthalt werden.

* 33. *

Der würdige Abt Barthelemy, Aufseher der Medaillen und Antiken bei der pariser Bibliothek, den seine neuen und großen Entdeckungen der Welt so bekannt gemacht, verdient es nicht weniger durch Proben seiner ausnehmenden Menschenliebe, Grosmuth und Tugend zu seyn. — Er ist es, der vor mehrern Jahren, einen jährlichen Gehalt von sechstausend Livres, den er vom Könige hatte, aufgab, und ihn an seine Freunde, unter welchen sich der Professor de Guignes befindet, verschenkte. — Zu einer andern Zeit kam ein junger Abbe aus Aix, Namens Baudisson,

aus

aus Lehrbegierde nach Paris, ohne daß er seinen Eltern etwas davon gesagt hatte, weil ihre schlechten Umstände ihnen nicht erlaubten, die brennende Begierde des Sohnes zu den Wissenschaften, oder seine Reise nach Paris, als dem Mittelpunkte der Gelehrsamkeit, im geringsten zu unterstützen. Als Baudisson nach Paris kam, hörte er von dem Abt Barthelemy viel Gutes reden; er gieng also zu ihm, eröfnete ihm seine Neigung zum Studiren, zugleich aber auch seinen gänzlichen Mangel am Vermögen, und bat ihn, ihm einen Dienst in irgend einem Hause zu verschaffen. Der würdige Abt Barthelemy hieß ihn, in seinem Studiren, ohne sich zu beunruhigen, fortfahren, und versprach ihm alles, was er bedürfen würde. Von dem Tage an gab er ihm monatlich zwei Louisdor oder acht und vierzig Livres, nebst Kleidern, Büchern, u. a. m., verbot ihm aber, mit jemand davon zu reden. Baudisson that was Barthelemy verlangte; jedoch benachrichtigte er seiner Mutterbruder, einen Geistlichen in Aix, von den ausnehmenden Wohlthaten, welche ihm Barthelemy erzeigte. Dieser Oheim schrieb hierauf an Barthelemy und dankte ihm; worauf ihm Barthelemy eine Antwort ertheilte, die man von einem so edlen Hetzen erwarten konnte.

* 34. *

Schreckliche Grausamkeit.

Bei dem Aufstande der gedrukten Mauren, unter Philip dem Zweiten entfloh ein Mauer,

El Camar, ein Einwohner des Gebirges Alpujarras, mit seiner Familie und Geschlechte vor dem Schwerdt der verfolgenden Spanier. Eines seiner Kinder, dreizehn Jahr alt, war unterweges für Mattigkeit liegen blieben, er kehrte um es zu suchen, ob er gleich wußte, daß ein grausamer Tod seiner wartete, wenn er ergriffen würde. Der Feind holte ihm ein, wie er mit seiner Tochter auf dem Rücken einen Hügel hinankletterte; aber diese Handlung väterlicher Liebe konnte ihn nicht vor der Grausamkeit des Grafen von Tendilla retten, der ihm, auf dem Markte zu Granada, das Fleisch mit Zangen vom Leibe reißen ließ.

s. Carters Reise von Gibraltar nach Malaga. Leipzig 1779. S. 257. f.

* 35. *

Preiswürdiger Edelmuth.

Als im Jahre 1572, den 24sten des Augustmonats die parisische Bluthochzeit geschahe, folgten die Provinzen des Königreichs fast allesamt dem Beispiel der Hauptstadt und man sahe den ganzen Septembermonat hindurch Frankreichs Bürger in zwo Partheien getheilt, wovon die eine aus blutdürstigen Henkersknechten, und die andere aus unglücklichen Schlachtopfern bestand, die von der Wuth des Parteyengeistes und der Religionsvorurtheile fielen. Viele tausend Protestanten wurden auf die schändlichste Weise umgebracht:

bracht: jedoch einige Kommendanten und Statthalter schlugen es rund ab, ihren Amtsdienst zur Vollziehung solcher tyrannischen Befehle des Hofes zu leihen. Dies thaten die Grafen von Tendes in Provence, und von Charni in Burgund; die Herren von St. Heran in Auvergne, Tanaqvil Le Veneur zu Rouen, von Gordes im Delphinar, von Mandelot zu Lyon, von Ortez in Bayonne, und von Strozzi in Guyenne. Gleich edel und rechtschaffen dachte der Scharfrichter im Lyon. Denn als ihm die Meuchelmörder zusezten, daß er ihnen morden helfen solte, so gab er ihnen zur Antwort: **nein meine Handthierung findet nie anders statt, als nach Urthel und Recht!**

* 36. *

Etwas aus einer Predigt.

Eine menschliche Seele verführen — sie auf einen Irrweg hinleiten, auf welchem sie zulezt in ein völliges Verderben geräth; das ist immer etwas, wofür wir zu erschrecken Ursache haben. Der Mensch hat nichts Edleres und Kostbareres, als seine Seele. — Die ganze Welt kan ihm nichts helfen, wenn er an derselben Schaden leidet. Er leidet aber daran Schaden, wenn er um die Ruhe eines guten Gewissens — um den Trost der Hofnung zu Gott gebracht wird. Derjenige, durch welchen Aergerniß kommt, fügt sei-

nem Nächsten diesen größesten, und allerbeweinenswürdigsten Nachtheil zu. Dem er Gutes thun solte, dem thut er Böses, den er zurechtweisen solte, den führt er irre; dessen Wohlfahrt er befördern solte, den stürzt er in Noth und Elend. Er ist Schuld daran, daß Böses in der Welt entsteht, das ohne ihn, ohne das durch ihn verursachte Aergerniß nicht entstanden seyn würde. Und er weiß nicht einmal, wieviel Böses — er kann nicht berechnen, wieviele von dem Gifte, das er ausgebreitet hat, angesteckt worden sind; er kan nicht zählen die Seelen, die von ihm auf den Weg des Verderbens hingeleitet, und hingelokt worden. Ist das Aergernis von der Art, daß es seiner Natur nach eine Zeitlang fortdauert, und fortwirkt, wie z. B. dasjenige, das durch verführerische Schriften gegeben wird; so geht es auf das folgende Geschlecht — Die Nachwelt wird dadurch noch geärgert und verführt.

Ist dies nun nichts Grosses und nichts Wichtiges? — Ist es nicht das traurigste, was sich gedenken läßt? Nicht allein selbst verlassen die richtige Bahn, sondern auch Schuld daran seyn, daß sie andere verlassen? Nicht allein sich selbst Ruhe und Trost und freudiges Vertrauen auf Gott rauben, sondern auch andere um diese besten und durch nichts zu ersetzenden Güter bringen.

Wenn dieses insbesondere von solchen geschiehet, die, vor andern, innern oder äusern Beruf

haben,

haben, für das wahre Glük des Nächsten zu wachen und zu sorgen — oder, das gegebene Aergerniß dahin abzwecket, gerade zu alles Gefühl der Gottesfurcht und des Rechts in den Seelen zu vertilgen oder zu schwächen, und nun einer jeden Art moralischer Schande und Verwirrung freiere Bahn macht — oder, wenn nicht sowohl Leichtsinn und Mangel an Ueberlegung, welche doch in einem solchen Falle schon sündlich und strafbar genung ist, die Quelle des Aergernißgebens ist, sondern es ist wohl gar der wahrhaftig teuflische Vorsaz da: die Unschuld zu verderben, die Gemüther zu verwirren, die Bande des Gewissens zu zerreissen, und dem, was unter Christen und Tugendfreunden Anstand und gute Sitten heißt, öffentlich Hohn zu sprechen — urtheilet ihr selbst: ob es eine unwürdigere und grausamere Beleidigung des Nächsten, ob es eine frechere Verachtung Gottes, ob es eine gewissenlosere Verspottung der Wahrheit und des Rechts geben könne, als die ist, die sich durch eine solche Verschuldung zu Tage legt!

Was wird es seyn, wenn das Gewissen erwachet, und sich der freche oder leichtsinnige Verführer in seiner wahren Gestalt sehen muß? Wenn Empfindung der Schuld, die er auf sich geladen, und Vorstellung des Schadens, den er verursacht hat, nicht mehr weggelacht, und unterdrückt werden kann! Es sich unter vergeblicher Reue sagen müssen, daß man an dem Unglück und dem Verderben einer einzigen Seele Schuld sey, das ist

schon Gewissenspein genung! Wie wird aber dem zu Muthe seyn, der das Unglück nicht einer, sondern vieler Seelen auf seinem Gewissen hat; der auser seinen eigenen, noch unzählbar viele fremde Sünden, viele Leiden, viele Thränen und Seufzer auf seiner Rechnung siehet! Dies sollten diejenigen bedenken, die auf eine, oder andere Weise, ein Ärgerniß geben. Es kann eine Zeit kommen, und sie wird gewiß kommen, in der man darüber nicht, als über eine geringe Kleinigkeit wegsiehet. Wahrheit und Tugend sind heilig, und ihr verletztes Ansehen rächet sich früh oder spät!

Denn gesetzt, das Gewissen erwache nicht. Es regiert über uns ein gerechter Gott, ein heiliger, und unpartheyischer Richter unsrer Thaten. Ihm müssen wir doch einmal Rechenschaft geben von der Anwendung der Gaben, die er uns verliehen; von der Erfüllung des Berufes, in dem er uns nützlich haben wollte. Die muthwilligen Stöhrer seiner Ordnung, können seiner allgegenwärtigen Macht nicht entweichen. Der Tod kann sie für Strafen der weltlichen Obrigkeit, aber nicht für Gottes Strafen schützen. — Gott ist die Liebe! — Die Seelen die er erschaffen, und mit Anlagen in seiner Gemeinschaft ewig selig zu werden, begnadigt hat — die Seelen, die so werth und so hoch in seinen Augen geachtet sind — für die Jesus Christus sein Sohn am Kreuz gestorben ist — diese unsterbliche, theuer erlösete Seelen, die wird er nicht ungestraft verwüsten und zu Grunde richten lassen. Ja, Gott wird richten; den **Verführten** mit großer Barm-

Barmherzigkeit — den Verführer mit furchtbaren Ernste! — **Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!**

S. Sacks Predigt: Warnung vor dem Aergerniß. Berlin 1779.

* 37. *

Unter den Wenden lebt ein nicht ungeschickter, frommer treuer Prediger, welcher den öffentlichen Gottesdienst nach und nach ganz für die Bedürfnisse seiner Gemeine eingerichtet. — Von offenbar Lasterhaften hört man in der Gemeine beinahe gar nichts, wenigstens entziehen sich ihnen die Glieder der Gemeine. Selten hatte er solche, die ihm Noth machten, und meistens gewann er sie. — Einst wollte er einen kranken Mann besuchen, und fand denselben auf einem Haufen Streu — Dies sind die Blätter von den Fichten, deren in der dortigen Gegend sich die Leute an statt des Strohes bedienen — sitzen. Er setzte sich neben ihn, und sprach vertraulich mit seinem Kranken. Unterdessen ritt ein junger Mensch aus einem andern Dorfe vorbey, bemerkte dies, und sah sich mehr als einmal um. Es hatte dieser Jüngling schon gehört, daß dieser rechtschaffene Mann sich viel Mühe gebe, seine Leute fromm und besser zu machen. Nach einem Jahre kam dieser junge Mensch in die Kirche, und hörte mit vieler Bewegung zu. Beim Heruntergehen von der Kanzel winkte ihm der Prediger, daß er warten sollte. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein,

und der Jüngling sagte, daß die Herablassung zu dem Kranken auf dem Streuhaufen ihn so gerührt, daß er den ganzen Weg über geweint, zum Nachdenken gekommen, die Gelegenheiten zur Sünde geflohen, und das ganze Jahr nicht wieder in die Schenke gegangen sey. Nach einem längern Gespräch, entließ ihn der rechtschaffene Mann, und hatte die Freude, daß er ihn dem Evangelio Jesu stets würdig wandeln sahe.

S. Journal für Prediger. 1781. B. 12. S. 62.

* 38. *

Etwas für Eltern.

Als der rechtschaffene Pastor zu St. Moritz in Halle, Herr Karl Friedrich Senf, sein vortrefliches und lesenswürdiges Buch: das Geschäfte der Erziehung, von der angenehmen Seite dargestellt, *) das in den Händen aller vor das Wohl ihrer Kinder, ihrer selbst, und der Welt besorgten Eltern seyn sollte — herausgab, widmete er solches seinem verehrungswürdigen Vater, dem Churfürstl. Sächsischen Bereuter bey der Reitschule zu Merseburg, Herrn Friedrich Senf, mit folgender Zuschrift:

„Mein Vater, wüßte ich Königen dies Buch zu übergeben, und die größten Beweise ihrer Gnade dafür zu erhalten, ich würde dies Glück nicht so hoch

*) Halle, in Verlegung des Waisenhauses. 1777. zwote vermehrte Auflage. 1779.

hoch schätzen, als mir die unendlich gnädige Schickung Gottes theuer ist, Sie nun vor den Augen des Publikums, aus voller Empfindung meines Herzens, und unter einem Strome von Freudenthränen, unter welchen ich diese Zeilen niederschreibe, als denjenigen redlichen Vater, den ich in so vielen Stellen dieser Schrift im Auge hatte, als den Vater, dem ich den ganzen ersten Grund zu den Gesinnungen zu danken habe, die mir diese Schrift eingaben, als den Vater, dessen Leben noch jetzt mein Stolz ist, mit der lautesten Stimme des Danks, die uns auf Erden möglich ist, nennen zu können. Nicht durch hohe Geburt, nicht durch reiches väterliches Erbtheil, nein durch Erziehung glücklich, durch Erziehung von einem Vater, der seinen Schweiß ganz darauf verwendete, seinen Kindern den besten Unterricht zu schaffen, welchen er ihnen zu schaffen nur immer vermochte, der sichs stets angelegen seyn ließ, wahre Furcht Gottes früh in der Kinder Herz zu bringen, und sie vom Bösen mit Ernst zurückzuziehn, der bey aller seiner Zurückhaltung doch das liebevolleste Herz besaß, und durch sein frommes Beyspiel nachdrücklicher noch, als durch seine Vermahnungen, uns zu Gott führte, durch Erziehung, sage ich, von einem solchen Vater glücklich, sehe ich heute auf meine Jugendjahre zurück, und opfere Gott den brünstigsten Dank für eine, allen Reichthum der Erde überwiegende Gnade, für das Glück, mich wahrhaftig christlicher Eltern rühmen zu können. Zwar gieng die, die mich gebahr, früher ein zum ewigen Gnadenlohne, als ich

ich den Werth einer so treuen Mutter völlig einzusehn im Stande war, und zu erhaben über das Lob eines schwachen Sterblichen, wartet sie auf den Dank, der ihr einst von meinen verklärten Lippen zuströhmen soll; aber eben durch diesen Verlust wuchs für Sie mein Vater, die Last der Sorgen, und mit desto größerm Erstaunen sehe ich nun, wie viel Sie für ihre Kinder gethan haben. Eben so stark aber fühle ich auch, wie der feurigste Dank eines Kindes immer zu wenig bleibt, Vatertreue zu vergelten. Selbst meine brünstigsten Wünsche für Ihr mir unschätzbares Leben sind noch immer nicht so uneigennützig, auch da ich entfernt von ihnen lebe, als Elternliebe gegen die Kinder ist. Ist nicht Ihr Leben noch immer der grössesste Gewinn für mich? Erhebt sich nicht täglich ihr betend Herz und Auge in Seufzern, die zum Vaterherzen Gottes dringen, auch für mich zum Himmel, um meinem Amte den unaufhaltsamsten Fortgang, und mir und meinen Kindern den besten Segen des himmlischen Vaters zu erbitten? Wenn ich Ihnen denn nun auch gleich kein würdigeres Opfer meiner Dankbarkeit darbringen kann, als das Geständniß meiner Ohnmacht, ein gnugsam würdiges für Ihre Treue ausfindig zu machen; so weiß ich doch, auch diesem meinem Geständniß wird Ihre Liebe den Werth geben, den die völligste Wiedervergeltung immer haben könnte. Der, der Ihnen schon auf Erden das Glück eines hohen und zufriedenen Alters aus seiner Gnadenfülle zugetheilt hat, lasse Ihr Herz, bey Durchlesung dieser kleinen Schrift,

vom

vom lebendigsten Gefühl der Hoffnuug auf jenen, für treue Knechte Gottes bestimmten, ewigen Lohn durchdrungen werden, dessen reichster Antheil Sie dann ohne Aufhören erquicke, wenn ihre Kinder und Enkel noch lange an ihnen einen lebendigen Beweiß der auf Erden schon belohnenden Vatergüte Gottes zu bewundern das Glück gehabt haben werden. Halle, den 1sten October, 1777.

* 39. *

Der selige **Johann Jakob Ulrich**, Pfarrer am Waisenhause und Professor an der Schule zu Zürich, war ein überaus frommer und gelehrter Mann, und besaß auser mehrern schätzbaren Talenten, ganz vorzügliche Predigergaben. — Dies zeigte sich schon in seiner Jugend. Der gelehrte van Till, gab seinen Zuhörern eine Anweisung zum Predigen, und ließ einen jeden derselben, zu Erforschung ihrer Fortschritte, öffentlich einen Text erklären. **Ulrich** überkam die Worte des Matthäus, Kap. 16, 18. **Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Höllen sollen sie nicht überwältigen.** Hierüber predigte er so nachdrücklich und kräftig, daß van Till dermaßen dadurch gerührt wurde, daß er öffentlich bekannte: die Zeit seines Lebens habe er keinen Menschen so reden gehört. —

Er ließ mehrere seiner Predigten drucken, und sie waren allenthalben gesegnet. Unter andern schrieb ein Bürger aus der Stadt St. Gallen,

mit dem Ulrich sonst nie bekannt gewesen war, folgender maßen an ihn: „Er liege an einer auszehrenden Krankheit darnieder, werde aber mit unglaublicher Freude überschüttet, so oft er die von ihm herausgegebene Predigten lese; denn vermittelst derselben, sey er durch Gottes gnädige Hülfe, nicht allein von der rechten Art des Christenthums gründlich belehret worden, sondern er erwarte nun auch alle Stunden eine selige Auflösung; er zweifle auch nicht, Herr Ulrich — der eben selbst krank war — werde eben so tröstende Erquickungen in seiner Seele empfinden, und habe keine Ursache, seinen frühzeitig scheinenden Tod zu bedauren. Gott habe seine Arbeiten schon mit solchem Seegen begleitet, daß nicht zu zweifeln sey, es würden dieselben nach seinem Tode, in vieler Herzen tief eingesenkte Angeln hinterlassen. Er selbst kenne nicht Wenige, welche durch Lesung seiner Predigten zu einem bessern Sinne gebracht worden.“

Wenn er von einigen erinnert wurde, statt der vielen Predigten, etwas anders herauszugeben, wodurch er seine große Wissenschaft zu Tage legen und unter den Gelehrten berühmt werden könnte, pflegte er zu versetzen: **Ich will lieber einen einzigen Menschen von dem Wege des Irrthums und der Laster abführen, als von hundert Gelehrten gerühmt werden;** wobey er sich auf die Worte des Lactantius -- de opif. c. 20. -- berief, der ebenfalls sagte: **ich schätze mich alt genung worden zu seyn, und meiner menschlichen Pflicht ein Gnüge geleistet zu haben, wenn mei-**

meine Arbeit nur etliche wenige Menschen von den Irrthümern befreien, und auf den Weg zum Himmel führen kann.

* 41. *

Eine treffende Bemerkung.

Alle Christen, auch gelehrte und vornehme Leute, die sich des Evangeliums von Jesu Christo nicht schämen, sind darinn einig, daß sie die Kraft und den Seegen eines mit Erbauung zugebrachten Sonntags, durch die ganze Woche, in ihren Geschäften fühlen. Die Seele sammlet sich, nach einem achttägigen Kreiß von Arbeiten und Zerstreuungen, und erhebt sich zu ihrem Ursprung. Aus des seligen Gellerts Leben ist bekannt, daß er den Gottesdienst nie versäumt, auch am Sonntage, das erlaubte ihm sein Gewissen nicht, nicht einmal Briefe geschrieben hat. Der große Haller schrieb seine Briefe für die Religion, am Sonntage, zur Belehrung eines Freundes, der mit allerlei Zweifeln kämpfte, nachher aber noch vor seinem Lehrer starb. Der Herr geheime Justizrath Pütter in Göttingen ist unter den Staatsrechtslehrern vom ersten Range bekannt; aber man kennt demohngeachtet die frommen Schriften dieses verehrungswürdigen Mannes, die ebenfalls die Frucht seiner sonntäglichen Beschäftigungen sind. Und eben dieser Gelehrte hat es bemerkt, daß die besten Prediger verdorben werden, nnd ihr Eifer nothwendig erkalten muß,

wenn die Stühle und Bäncke leer bleiben. Ich habe die richtige Bemerkung von einem großen Fürsten wiederholen gehört, daß man auch in einer schlechten Predigt an gute, aber vergeßne Warheiten erinnert werde. Ist doch jedes Glied irgend einer Gesellschaft verbunden zu erscheinen, wenn gemeinschaftliche Angelegenheiten verhandelt werden. Oder will man sich etwa nicht dafür ansehen lassen, daß man zu der allgemeinen Menschenfamilie gehöre, wovon Paulus immer redet, wovon Gott der Vater, und Jesus Christus ein Bruder ist? Wenn eine gelehrte Gesellschaft, wenn ein Tribunal, wenn ein Kollegium, wenn nur eine Schüzzengesellschaft sich versammlet; so mag keiner wegbleiben, der Anspruch auf einen Plaz machen darf. Zu den Comitien der Römer kam der gemeinste Bürger so gut, als der Vornehmste, und in Griechenland wäre es für die Größten und Verständigsten Schimpf gewesen, wenn sie nicht zu dem Versammlungen des Volks gekommen wären. Ein Schüler von Luther, und dankbarer Verehrer seiner Bemühungen zu seyn, ist doch wohl keine Schande. Der gemeinen Leute dürfen sich die Vornehmen nicht schämen. Vor Gott sind alle Rangordnung weniger als nichts. Wahrheit und Tugend wird nicht nach Ordensband und Stern, nach Geburt und Amt beurtheilt: auch unter den gemeinsten Christen stellt die Religion große Wunder auf. Die christlichen Kirchen sind ein wahres Vorbild des Himmels, wo alle Menschen sich gleich seyn werden.

werden. Auch junge Lehrer muß man hören, damit sie ermuntert, und zum Fleiß angespornt werden; auch der Anfänger kan mich zum Guten ermuntern und kann zu vielem Lob Gottes, zum Nachdenken über die Mannichfaltigkeit der Gaben in der Haushaltung Gottes Anlaß geben. Selbst geübte und geschickte Prediger gestehen daß sie auch von den mittelmäßigsten Predigern etwas Nachahmungswürdiges gehört, oder doch gewisse Fehler vermeiden gelernt haben. Viele entschuldigen sich damit, die protestantischen Kirchen hätten wenig Reize, keine äusserliche Emfehlungen, es fehle ihnen Musik, Gemählde, Räuchwerk; die Heiden hätten prächtigere Tempel gehabt, u. s. w. Aber sie vergessen, daß die heidnischen Kirchen groß und prächtig seyn mußten, weil nach den Begriffen ihrer Erbauer die Götter wirklich darinnen wohnten; die christlichen hingegen sind bloße Versammlungsörter für die Menschen. Und soll man alles in der Welt nach dem Zweck beurtheilen, so gehört wirklich das alles entweder gar nicht, oder doch nur sehr sparsam— und so ist es auch in vielen protestantischen Kirchen, nach neuerem Geschmack gebaut—in die Kirchen der Christen, was die Gemüther, die jetzt an unsichtbare Dinge denken sollen, zerstreut, und nur mit sinnlichen Gegenständen beschäftiget. Dazu kommt die Erfahrung, daß man sich in kurzer Zeit an Musik und Malerei gewöhnt, und dabei ohne Empfindung bleibt. Und die Regel ist immer wahr: je simpler, je schöner! Der sich an manchen Gebräuchen, Liturgien, Cerimo-

monien u. s. w. stößt, der erinnere sich, daß sein Geschmack doch nicht allgemein ist; daß man, wofern man nicht etwas von andern leiden und übersehen kan, in keine Gesellschaft, auf keine Universität, in kein Concert, an keinen Hof, in keine Auberge u. s. w. gehen, und zulezt aus der Welt wandern müßte. Aber, wie Seckar sagt, gerade die, so am wenigsten kommen, klagen am meisten über Mängel und Unvollkommenheiten. Der Rechtschafne ehrt das Gute in der Welt, wo er es findet, hilft ihm auf, verbessert es, und trägt zu seiner Verbreitung gern alles mögliche bei. Alles, was durch Menschenmund und Menschenhände geht in der Welt, wird freilich verstellt, und bekommt Flecken; aber deswegen bleibt das **Wort Gottes** doch immer noch eine Kraft selig zu machen, alle die daran glauben. Röm. 1, 16. China und Rhabarber thun mir vortrefliche Dienste, und wenn mir sie ein Krankenwärter giebt, der in seinem Leben kein Wort von der Botanik oder Arzneiwissenschaft gehört hat. — Daraus folgt aber nicht, daß nicht die Väter, Vorsteher und Lehrer der Protestantischen Kirche sich ein Geschäft daraus machen sollten, den Gottesdienst der Christen vom Schlendrian, von unverständlichen, zweideutigen, anstößigen und auffallenden Gebetsformeln, von schädlichen und unnützen Liturgien zu reinigen, und ihm mehr edle Einfalt, und an andern Orten mehr Mannigfaltigkeit und Nuzbarkeit zu verschaffen. Herr **Zollikofer** hat einen rühmlichen Anfang gemacht

macht mit Verbesserungen der Gebete; aber es giebt große Gegenden, wo man von allem dem, was in der gelehrten Welt vorgeht, vor lauter Zehendeinsammlen nichts weiß. Allein, was sagt der Apostel: Laßt uns niemand ein Aergerniß geben, damit unser Amt nicht verlästert werde! 2 Kor. 6, 3.

S. Sanders Erbauungsbuch. Leipzig 1781. S. 117 f. dessen vortrefliche und lesenswerthe Schriften man nicht genung empfehlen kan.

* 42. *

Der Graf Tessin sagte, als er im Jahr 1752. das Amt eines Kanzleipräsidenten niederlegte: Bei dem Antritte dieses Amts habe ich Leib und Seele vor Gott verpfändet, recht zu handeln. Bei Niederlegung desselben betheure ich, mit eben dem Eide, vor dem Angesichte Gottes, und so wahr mir derselbe helfe an Leib und Seele, daß ich niemals mit Vorbedacht zum Bösen gerathen, oder das Gute vernachlässiget habe. Was kan von größerer Wichtigkeit in diesem zeitlichen Leben seyn, als das hohe Zeugnis desjenigen, welcher der Fürst des Volks ist? Ew. Kön. Majestät wissen, da ich nun, unter Dero Augen, eine lange Zeit gedienet habe, am besten, ob mich Furcht oder Gewinn bei den Berathschlagungen zweifelhaft gemacht, ob ich die Wahrheit in Lügen verwandelt — ob ich jemals etwas heimlich angerathen, daß ich mich nicht erkühnet, öffentlich zu gestehen — ob heimliche Nachstellungen oder eines an-

andern Unterdrückung meine Fußstapfen begleitet, wenn ich mich Ew. Majestät hohen Person genähert habe — ob ich jemandes Wort übel ausgelegt — ob ich Gerüchten nachgegangen — dieselben vergiftet und meiner Obrigkeit vorgebracht, ob ich Ew. Majestät hohes und gnädiges Vertrauen auf einige Art und Weise gemisbrauchet — ob ich jemals für mich etwas besonders verlangt, oder ob ich meine und der Meinigen Beförderung auf eine unerlaubte Weise gesucht habe? — — Großmächtigster König, ich weiß nicht, daß ich Ursache haben sollte, ein einziges an dieser Stätte gesprochenes Wort zu bereuen; sondern ich gedenke für dieselben insgesamt, am Tage des Gerichts, eine freimüthige Rechenschaft abzulegen. Meine Belohnung auf Erden sei indessen die milde Beurtheilung, mit welcher ein gerechter und gnädiger König die Handlungen seines Unterthans betrachtet und wenn ich werde in meine unvermeidliche Verwandlung gegangen seyn, so sammle und erfrische das gute Andenken meiner übrigen Mitbrüder meinen zerstreuten Saub! — —

* 43. *

Als einst den berühmten D' Aubigné, bei der protestantischen Parthei, der er sehr eifrig zugethan war, nicht nach seinen Wünschen und Verdiensten begegnet wurde, faßte er, in einem Anfall von Verzweiflung, den Entschluß, seiner Religion einen großen und ausgezeichneten Dienst zu erweisen, und dabei sein Leben aufzuopfern.

Allein, als er nachdachte, daß er seiner Religion keine Dienste leisten könnte, ohne derjenigen Parthei, die er verlassen wolte, zugleich nüzlich zu seyn, so blieb er unentschlossen, was er thun sollte, bis sich, nach seiner Versicherung, der Teufel dieser seiner Unentschlossenheit und Verwirrung dazu bediente, daß er ihm eingab, alles, was er in Absicht auf Religion, in seiner Jugend erlernt hatte, als Vorurtheile wegzuwerfen, und die Religionsstreitigkeiten aus dem Grunde zu studiren, damit er überzeugt würde, ob dann nicht ein Schatten von Wahrscheinlichkeit da wäre, in der römischen Religion selig werden zu können.

Während dieser seiner stürmischen Gemüthsfassung waren ihm einige Aeuserungen seines Vorhabens entfahren. So gleich beeiferten sich die Herren von St. Lük, von Lausac, von Alluge und andere Papisten, um die Wette ihn mit Kontroversbüchern zu versehen. Der erste, den er las, war *Danigarola*, aber er warf ihn weg, als einnen Schwäzzer. Der zweite war *Campianus*. Er bewunderte an ihm seine Beredsamkeit; aber da er gute Gründe und schöne Ausdrücke suchte, verließ er ihn gleichfalls, und schrieb auf das Titelblatt seines Buchs, anstatt *decem Rationes*, den Titel: *Decem Declamationes*. Nun kam die Reihe an Bellarmin. D'Aubigné fand Geschmack an ihm; seine Gründe, und seine Art, sie vorzutragen, gefielen ihm. Er war entzükt über die scheinbare Aufrichtigkeit, mit welcher er die Gründen der Reformirten anführte, und er

 glaubte,

glaubte, nun das gefunden zu haben, was er suchte. Allein, da er sich Mühe gab, diejenigen Gründe, womit er die Reformirten umzustoßen und zu widerlegen suchte, mit Genauigkeit zu untersuchen und zu zergliedern; so fand er sie weder überzeugend, noch genungthuend. Er wurde also in seiner Religion mehr als jemals befestigt, wozu ihm die Widerlegungen des Witakers *) und Sibrand Luberts, die sie diesem Jesuiten entgegen gesetzt, sehr behülflich waren. Als nun jene Papisten, die ihm die angezeigten Bücher zugesandt hatten, sich bey ihm erkundigten, was für eine Wirkung das Lesen derselben bey ihm herfürgebracht hätte; so antwortete er ihnen: daß er, vermittelst fleißigen Nachsinnens, und durch Hülfe des Gebets zu Gott, das er allemal vor der Lesung dergleichen Schriften auf den Knien verrichtet, alles das Blendende und Verführerische, das er in denselben angetroffen, bemerkt und weggeräumt hätte, und daß er ihnen wegen der Uebersendung jener Bücher dankte.

* 44. *

Dem berühmten Erasmus von Rotterdam ward, auf Befehl des päbstlichen Stuhls, das beste

*) Wahrscheinlicher Whitaker, ein englischer Gottesgelehrter, welcher den Bellarmin widerlegte und von diesem selbst hochgeschätzt wurde, daß er sich sein Bildniß aus England bringen ließ, und dasselbe in seinem Zimmer aufstellte; auch, als er einst befragt wurde, wie er das Bild eines solchen Ketzers in seinem Zimmer leiden könne, zur Antwort gab: ist er gleich ein Ketzer, so ist er doch ein gelehrter Ketzer.

beste Bißtum zugesagt, wenn er wider Luthern schreiben würde. Erasmus schlug es ab, und sagte: Luther hat bey mir ein größeres Ansehen, als daß ich wider ihn schreiben sollte. Auch sind seine Bücher also mit göttlicher Schrift verwahrt, daß ich mich nicht wohl drein richten kann. Er ist ein so großer Mann, daß ich aus einem Blättlein seiner Schriften mehr lerne, als aus dem ganzen Thomas — (einem damals groß geachteten Scholastiker oder spitzfindigen Schultheologen.)

* 45. *

Heinrich der Vierte, König von Frankreich, ward einst von einer schweren Krankheit überfallen, an der er zu Monceaux beinahe gestorben wäre. Während derselben ließ dieser Prinz seinen Stallmeister d'Aubigné zu sich kommen, schloß sich ganz allein mit ihm in sein Zimmer ein, und nachdem er sich zweymal auf die Knie geworfen, und ein kurzes Gebet zu Gott verrichtet hatte, befahl er dem Stallmeister, ihm, nach allen den bittern aber höchstnützlichen Wahrheiten, die dieser immer gegen ihn im Munde geführt, noch dies offenherzig zu sagen: ob er dafür hielte, daß er jemals die Sünde wider den heiligen Geist begangen hätte? — Vergebens bat d'Aubigné, ihn mit Ertheilung einer Antwort zu verschonen, und an seiner Statt einen Geistlichen zu fragen, der zu Auflösung dieser Frage geschickter wäre. Er wurde genöthiget, ihm seine Gedanken zu sagen, und fieng daher an, sich, in seiner Antwort über die vier

Kennzeichen dieser Sünde, der Länge nach auszubreiten. — Er sagte: das erste Kennzeichen sey, der Vorsatz und die völlige Kenntniß des Uebels, ehe es begangen wird; das zweite, wenn man die eine Hand dem Geiste des Irrthums geboten, und mit der andern den Geist der Wahrheit zurückgestossen hätte; das dritte, wenn man ohne Reue in der Sünde verharrte, welche Bereuung aber so beschaffen seyn müßte, daß sie einen vollkommenen Haß wider uns selbst und wider die Sünde bewirkte, weil sie Gott misfällig sey; und das vierte Kennzeichen sey endlich dies, wenn man an der Barmherzigkeit Gottes verzweifle. — Und nun kommt es Ihnen zu, Sire, fuhr d'Aubigné fort, sich selbst zu untersuchen, ob sie sich, in einem von diesen vier Fällen wirklich befinden, welche Ihr sonderbarer Kasuiste so eben angezeiget hat. Auf diese Weise überließ er die Entscheidung der Frage dem Könige selbst; indessen dauerte die Unterredung länger, als vier Stunden, und der Monarch unterbrach sie sehr oft, mit heißem Gebet, das er von Zeit zu Zeit zu Gott schickte. Doch war die ganze Unterhaltung von keiner Wirkung; der König genaß in ein paar Tagen darauf, und nachher war keine Rede mehr von dieser Materie.

* 46. *

Christliche Fassung im Unglück.

Der berühmte D. Leland, der im Jahr 1766. als Prediger zu Dublin verstarb, wurde in seinem Leben durch manche Widerwärtigkeiten geprüfet; allein

allein er trug sie alle mit einer wahren christlichen Geduld, Standhaftigkeit und gelassener Unterwerfung. Als er die Bankerute einiger Leute, denen er den größten Theil seines Vermögens anvertrauet hatte, erfuhr, sprach er, so wie der ruhige, Gott vertrauende Christ nur davon sprechen kann. Unter diesen seinen Gedanken waren auch folgende:

„Es hat Gott gefallen, mein kleines Vermögen, durch einen Verlust nach dem andern, noch kleiner zu machen, so daß ich des größten Theils meiner weltlichen Güter beraubt worden bin. In welchem elenden Zustande würde ich mich befinden, wenn ich kein höheres und dauerhafteres Theil erwählet hätte! Ich habe in meinen eigenen kleinen Angelegenheiten von der Eitelkeit und Ungewißheit aller irdischen Güter große Erfahrungen gehabt, und bin dadurch überzeugt worden, daß sie flüchtige und vergängliche Güter sind. Und wenn dieses mich nur eifriger und fleißiger macht, mich in dem Besitz eines bessern und dauerhaftern Gutes zu erhalten, so werde ich durch diesen Verlust sehr gewinnen.

Da ich glaube, daß die mir zugestoßenen Widerwärtigkeiten insgesamt nach der weisen Regierung einer göttlichen Vorsehung stehen; so bin ich auch überzeugt, daß sie zu weisen und gerechten Absichten zugelassen und verordnet sind. Ich finde es schwer, alle innere Unruhen und ängstlichen Sorgen zu unterdrücken, die bey solchen Gelegenheiten in meinem Herzen entstehen wollen; allein gelobet sey Gott, daß er mir jetzt eine größere Stärke der

Seele, unter solchen äuserlichen Uebeln auszuhalten, als ich zuweilen gehabt habe, gegeben, und mich, wie ich hoffe, zur Unterwerfung unter seinen Willen, und zur Zufriedenheit mit seinen Schickungen tüchtig gemacht hat. Es ist mein aufrichtiger Wunsch, und es soll meine ernstliche Bestrebung seyn, daß keine weltlichen Trübsalen die Harmonie meines Geistes stöhren, oder den Frieden und die Ruhe meiner Seele unterbrechen sollen, welche, wenn sie von bloß äuserlichen Zufällen und Umständen abhängen müßten, die ungewisseste und unsicherste Sache von der Welt wären. Das Leben eines Menschen, ich meine das Glück seines Lebens, bestehet nicht in dem Ueberfluß, den er besitzet. Ich sehe viele, die einen großen Zufluß von weltlichen Reichthümern haben, und die doch durch so vieles beunruhiget werden, und in der Beschaffenheit und den Gesinnungen ihrer Gemüther so wenig Zufriedenheit finden, daß sie mehr Mitleiden als Neid verdienen. Ich möchte auch, wenn es meiner Wahl überlassen wäre, nicht einmal in dieser Welt mit ihrem Zustande tauschen. Auf der andern Seite sehe ich viele in armseligen Umständen, die doch ruhig und zufrieden sind, und warum sollte ich es nicht auch seyn? Es ist mir noch etwas übrig geblieben, das, ob es gleich wenig ist, doch mehr ist, als viele Andere haben. Ich bin nicht mit quälendem Hunger und Mangel geplaget worden. Ich habe noch genung, mich mit den Nothwendigkeiten und vielen Bequemlichkeiten des Lebens zu versehen. Ich finde Ruhe und Zufrieden-

denheit in meiner Familie. Gott hat mir ein größeres Maaß von Gesundheit wieder geschenkt, als ich zu erwarten Ursache hatte; und ich kann mich rühmen, bey meinem Nebenmenschen in einiger Achtung und Liebe zu stehen. Allein ich hoffe, Gott habe an mir noch weit mehr gethan, als dieses; er habe mich mit geistlichen Gütern von einer unendlich herrlicheren Beschaffenheit, als alle weltlichen Güter sind, gesegnet; er habe durch seinen Geist mein Herz zu einer aufrichtigen und herrschenden Liebe zu ihm, als meinem Gott, gezogen; er habe sich selbst in einem neuen und ewigen Bunde, für meinen Gott, meinen Vater, mein Theil und mein Heil erkläret; und er habe mich gewiß zu einer lebendigen Hoffnung einer herrlichen Unsterblichkeit erweckt. Und wenn ich an solchen Vorrechten und Gütern Antheil habe, und solcher erhabenen Hoffnungen theilhaftig geworden bin, warum sollte ich unzufrieden seyn und murren, daß ich nur einen Theil der Reichthümer und des Ueberflusses dieser gegenwärtigen Welt besitze? O Herr, ich will deiner Weisheit nichts vorschreiben. Wenn es dir gut dünkt, daß meine Umstände hier auf Erden nur armselig und schlecht seyn sollen; so geschehe dein Wille. Ich überlasse es dir, meine äuserliche Angelegenheiten und Umstände nach deinem Wohlgefallen anzuordnen; was ich aber am sehnlichsten wünsche, ist, daß, in welcher Lage und in welchen Umständen ich auch seyn mag, ich geschickt seyn möge, dir in solcher Lage und in solchen Umständen zu dienen, und dich zu verherrlichen. Laß mich nur ein Werkzeug zur

Aus-

Ausbreitung deines Lobes in der Welt, und zur Beförderung der Wohlfahrt der Menschen seyn, so weit meine Kräfte reichen; laß mich nur in den liebenswürdigen Tugenden des christlichen Wandels zunehmen, und eine innere Ruhe des Gewissens, und ein inneres Gefühl deiner Liebe und Gnade haben: so werde ich um die äuserlichen Umstände dieser vergänglichen Welt vergleichungsweise wenig bekümmert seyn. —

* 47. *

Der berühmte Lord chief Justice oder Hochrichter in England, Matthäus Hale, entwarf sich, nach dem Zeugnisse des Bischofs Burnets folgende vortrefliche Regeln, nach welchen er sich, in seinem ganzen Amte, aufs sorgfältigste richtete.

Zu bedenken, daß mir dies Amt von Gott, vom Könige und vom Volke sey vertrauet worden.

Das Recht zu handhaben, und zwar gerecht, vernünftig und herzhaft.

Weder auf meinen Verstand noch Gewalt, sondern allein auf Gottes Beystand zu vertrauen.

Meine eigenen Leidenschaften aufs sorgfältigste zu regieren.

Dem gegenwärtigen Geschäfte allein obzuliegen, und mich durch Andere nicht zu zerstreuen.

Mich nicht übereilen zu lassen, ehe ich die beyden Partheyen gehört und gründlich verstanden.

In Sachen, die das Gewissen anderer allein betreffen, und wobey kein anderes Uebel ist, als

die

die Verschiedenheit der Meynungen, nicht streng zu seyn.

Mich weder durch das Mitleiden gegen die Armen, noch durch das Ansehen der Großen, oder die Gunst des Hofes, noch durch das Lob oder den Tadel des Volks, sondern allein durch Recht und Billigkeit lenken zu lassen.

In Händeln wegen Scheltens u.s.w. wenn daraus sonst kein Unglück herrühret, gelinder zu seyn.

Keinen besondern Sollicitationen in meinem Hause, von Niemanden, wer und wie es auch sey, Gehör zu geben.

Meinem ganzen Hause ernstlich zu verbieten, daß sie sich keiner Sache annehmen, auch keiner Parthey einen Advokaten anrathen.

Wenig zu essen und nicht lange bey der Tafel zu sitzen, um allezeit desto geschickter zu den Geschäften zu seyn.

* 48. *

Der Kurfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm war einer der vortreflichsten Prinzen, und zeigte seine Größe nicht weniger in seinem Tode, als bey seinem Leben. Er redete auf seinem Sterbebette, in Gegenwart seiner Minister, seinen Churprinz wie ein Orakel der Weisheit an: „Ich werde, sprach er unter andern, in wenig Tagen sterben. Meine Regierung ist lang, und ungeachtet der vielen Kriege, in die ich mich verwickelt gesehen, glücklich gewesen. So verwüstet ich meine Provinzen angetroffen habe, so glücklich verändert verlasse ich sie

jetzo.

jetzo. Ich überlasse Euch, mein Sohn, die Regierung. Ihr habt die größte Vorsichtigkeit dabey nöthig. Leget die Waffen nie aus der Hand. Bedienet Euch getreuer Räthe, und machet Euch diejenige Anweisung zu Nutze, die ich Euch schriftlich hinterlassen habe." — Der Churprinz und die Räthe erwiederten diese Ermahnungen mit den vollkommensten Merkmalen der tiefsten Ehrfurcht. Hierauf wandte sich der große Geist zu seiner Gemahlin, und nachdem er ihr ein großes Vermächtniß ausgesetzt hatte, so sprach er: „Daß er lange genung gelebet habe, und von Gott mit Wohlthaten überschüttet worden sey. Nunmehr sey nichts billiger, als daß er seinen Geist in die Hände Gottes übergebe, von welchem er denselben erhalten. Er sey bereit, das Irrdische zu verlassen, so bald es Gott für gut befinden würde. Ihm sey zwar keine Rückkehr zu ihr, seiner Gemahlin, erlaubet, doch würde er sie in dem Aufenthalte der Unsterblichen wiederum antreffen." — Die beyden Hofprediger, **Berg** und **Koch**, wurden gerufen, und der sterbende Held sagte zu ihnen: ich habe einen guten Kampf gekämfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort ist mir beygeleget die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage geben wird." Und da die Hofprediger sagten, daß derjenige glücklich wäre, welcher am Ende seines Lebens mit Hiskia sagen könnte: gedenke doch Herr, wie ich vor dir gewandelt habe in der Wahrheit, mit aufrichtigem Herzen, und habe gethan, was dir gefallen hat; so

erwie-

erwiederte der Churfürst: daß er das menschliche Verderben und seine vielen Sünden kenne, die aber alle durch das Blut Jesu Christi, auf dessen Verdienst er seine ganze Hoffnung setze, getilget und abgewaschen worden." Hierauf ermahnte er seine übrigen fürstlichen Kinder, die in das Zimmer gebracht wurden, zu einer beständigen Gottesfurcht, und daß sie bis ans Ende bey der wahren Religion bleiben sollten. Nach vielen freudigen Reden, wodurch er seinen standhaften Glauben, und seine unveränderliche Liebe gegen Gott bezeugete, fiel er wechselsweise in Ohnmachten und in einen tiefen Schlummer. Als er einst erwachte, so sagte er: Christus ist mein, und ich bin sein." Nunmehr nahm seine Schwachheit zu, er sah den Tod kommen und sprach mit heiterer Miene: Herr Jesu, komm; ach Herr Jesu komm, ich bin bereit, diese Welt zu verlassen. Ich weiß, daß mein Erlöser lebet, und daß ich am jüngsten Tage auferstehen werde." Und bald darauf entschlief er im 68sten Jahre seines ruhmwürdigen Lebens.

* 49. *

Der fromme Paul Gerhard, einer unsrer vormaligen besten Liederdichter, der im Jahr 1676. am 21. May, selig entschlief, hinterließ nach seinem Tode folgende Schrift, die er kurz vor demselben aufgesetzt hatte:

„Nachdem ich nunmehr das siebzigste Jahr meines Alters erreichet, auch dabey die fröhliche Hofnung habe, daß mein lieber frommer Gott mich in kurzem aus dieser bösen Welt erlösen, und

in

in ein besseres Leben führen werde, als ich bisher auf Erden gehabt habe; so danke ich ihm zuförderst für alle seine Güte und Treue, die er mir von meiner Mutterleibe an bis auf jetzige Stunde an Leib und Seele, erwiesen hat. Darneben bitte ich ihn von Grund meines Herzens, er wolle mir, wenn mein Stündlein kommt, eine fröhliche Abfahrt verleihen, meine Seele in seine väterliche Hände nehmen, und dem Leibe eine sanfte Ruhe in der Erden, bis zu dem lieben jüngsten Tage bescheren, da ich mit allen den Meinigen, die vor mir gewesen sind, wieder erwachen, und meinen lieben Herrn Jesum Christum, an welchen ich bisher geglaubt, und ihn doch noch nie gesehen habe, von Angesicht zu Angesicht schauen werde. Meinem einigen Sohn hinterlasse ich von irdischen Gütern wenig, dabey aber einen ehrlichen Namen, dessen er sich nicht wird zu schämen haben. — Es weiß mein Sohn, daß ich ihn von seiner zarten Kindheit an, dem Herrn meinem Gott zu eigen gegeben, daß er ein Diener und Prediger seines heiligen Wortes werden soll. Dabey soll es nun bleiben, und er soll sich daran nicht kehren, daß er wenig gute Tage dabey haben möchte, denn da weiß der liebe Gott schon Rath zu, und kann die äuserliche Trübsal mit innerlicher Herzenslust und Freude des Geistes gnugsam ersetzen. Die heilige Theologie studire in reinen Schulen und unverfälschten Universitäten, und hüte dich ja für Synkretisten; denn die suchen das Zeitliche, und sind weder Gott noch Menschen treu. In deinem Leben folge nicht böser Gesell-

sellschaft, sondern dem Willen und Befehl deines Gottes. Insonderheit thue nichts Böses, in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben; denn es wird nichts so klein gesponnen, es kommt an die Sonnen. — Außer deinem Amte und Berufe erzürne dich nicht, und wenn du auch Amts wegen zürnen mußt, so halte Maaße, daß du nicht sündigest. — Merkst du, daß dich der Zorn erhitzt habe, so schweige stockstille, und rede nicht eher ein Wort, bis du den christlichen Glauben und die zehn Gebote bey dir ausgebetet hast. — Der fleischlichen sündlichen Lüste schäme dich, und wenn du dermaleins zu solchen Jahren kommest, daß du heirathen kannst; so heirathe mit Gott, und gutem Rath frommer, getreuer und verständigrr Leute. — Thue Leuten Gutes, ob sie dir es gleich nicht zu vergelten haben; denn was Menschen nicht vergelten können, das hat der Schöpfer Himmels und der Erden längst vergolten, da er dich erschaffen hat, da er dir seinen Sohn zum Erlöser geschenket, und da er dich in der heiligen Taufe zu seinem Kinde und Erben angenommen hat. — Den Geiz fleuch als die Hölle, laß dir an dem gnügen, was du mit Ehren und gutem Gewissen erworben hast, obs gleich nicht viel ist. Beschehret dir aber der liebe Gott ein mehreres; so bitte ihn, daß er dich für dem Misbrauche bewahre. Summa, bete fleißig, studire was ehrliches, lebe friedlich, halte dich züchtig, diene redlich, bleibe in deinem Glauben und Bekenntniß beständig; so wirst du dermaleinst sterben fröhlich und selig! Amen.

* 50. *

Der Herzoglich Sächsische Hofbuchhändler Karl Ludolph Hofmann, besaß einen sehr rechtschaffenen und menschenfreundlichen Charakter, der, mit einer ungemeinen Munterkeit und Scharfsinnigkeit verbunden, ihm allenthalben Freunde erwarb. — Seine von jeher schwächlichen Umstände beförderten das Ende seines Lebens sehr früh. Denn er starb am 30. März 1780, im funfzigsten Jahre seines Alters, aber mit der Freudigkeit und dem getrosten Muthe eines wahren Christen. Zween Tage vor seinem Tode, nachdem er das heilige Abendmahl empfangen hatte, ertheilte er in Gegenwart des würdigen Generalsuperintendent Herder, und des Oberkonsisterialrath Schneider, folgende Versicherung: „Er habe zwar oft auch schädliche neuere Schriften in seinem Laden haben müssen, wodurch man die Grundwahrheiten des Christenthums umzustoßen suchte, aber er sey dadurch nie in seinem Glauben irre gemacht worden; denn er habe dergleichen Schriften nie gelesen, sondern sogleich zurück gelegt. Sein Gewissen sey auch anjezt darüber ungemein beruhiget, daß er keine Schrift wider die Wahrheiten des Christenthums in Verlag genommen habe; ob ihm gleich dergleichen Schriften wären angeboten worden. Er sey ein wahrer evangelisch lutherischer Christ, und wolle im Glauben an Jesum Christum, den einigen Sohn Gottes, seinen Heiland, und auf dessen Verdienst getrost sterben.“ Und so starb er auch.

* 51. *

* 51. *

Der Erzbischof Ambrosius, welcher im Aufruhre zu Moskau, den 16. September 1771. erschlagen wurde, war ein sehr würdiger Mann, der bloß durch Fleiß in seinem Amte, vorzügliche Geschicklichkeit im Predigen, und sein tugendhaftes Leben, bis auf den Posten, den er bekleidete, gestiegen war. — Als er das Toben des andringenden Pöbels hörete, beugte er seine Knie, streckte die Hände nach einem Krucifixe aus, und sprach, mit Thränen: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun; Führe sie nicht in Unfall, sondern wende ihr Stürmen ab. Und wie sich durch den Tod des Jonas die Meereswellen geleget haben; so lege sich nun durch meinen Tod das Brausen dieses wütenden Volks? — Wie er sah, daß sie das Kloster einschlugen, gieng er in die Kirche, beichtete bey dem Priester, der eben die Messe hielt, empfieng das heilige Abendmahl, übergab sich hierauf ohne Widerstand, seinen Mördern, die ihn vom Altare weg, zur Kirche hinaus schleppten, und vor dem Kloster umbrachten, und sprach bis an seinen letzten Hauch, den Namen Jesus aus. — Seine Mörder erlitten bald nachher ihre verdiente Strafe.

* 52. *

Als der Sultan Saladin, ein überaus tapferer und kluger Fürst, die Kreuzführer überwand, und endlich selbst Jerusalem im Jahr 1157. eroberte, bewieß er sich, bey seinem Einzuge in diese Stadt,

nicht als ein barbarischer Ueberwinder, sondern als der großmüthigste Prinz gegen seine Feinde. Weit entfernt, die Abscheulichkeiten zu erwiedern, welche die Christen, in ihren so genannten heiligen Kriegen verübet hatten, begnügte er sich damit, daß bloß die abendländischen Christen Jerusalem räumten, dabey sie aber doch alles, was sie tragen konnten, mit sich nehmen durften. Bey diesem Abzuge äuserte sich seine Großmuth noch mehr. Saladin selbst wollte ihn mit ansehen, und der Zug mußte an ihm vorbey. — Bewegt durch die jämmerlichen und erbärmlichen Mienen der christlichen Frauenzimmer, ließ er diese fragen, womit er ihnen dienen könnte. Alle baten sogleich für ihre gefangene Väter, Männer und Brüder. Sogleich ließ Saladin alle genannte Personen, die sich noch vorfanden, losgeben, und — nicht nur dieses — er machte ihnen, ihrem Stande angemeßne, ansehnliche Geschenke, und tröstete sie sehr liebreich über ihr widerwärtiges Schiksal. — Ganz anders dachte der christlich genannte Graf von Tripoli. Er nahm diesen Exulanten alles ab, was sie der Gutthätigkeit des Sultans zu danken hatten, und brachte sie in eine solche Verzweiflung, daß eine Frau ihr kleines Kind, das sie auf den Armen trug, in Gegenwart des Grafen, mit tausend Verwünschungen über ihn, ins Meer warf, und es ersäufte. —

* 53. *

Den jungen Graf von B**, bat einst in C** ein Greis um ein Allmosen. Er grif in die Tasche. —

sche. — Es ist mir leid, mein lieber Mann, sagte er, ich habe nichts. — Der Alte sah ihn an, und in eben dem Augenblicke reichte ihm der Graf einen großen Thaler hin. Ich hatte unrecht, mein Freund, sprach er dabey; wer solche Münze hat, muß nicht sagen, ich habe nichts.

* 54. *

Eben dieser edle Mann, der gegenwärtig, nachdem er die Kriegsdienste verlassen, auf seinen Gütern in S** lebet, erfuhr in seiner Garnison zu Br.*, daß der Bliz, in dem benachbarten Wäldchen einen armen Tagelöhner erschlagen habe. B** sezte sich so gleich zu Pferde, und erreichte den Plaz, als man eben im Begriff war, den Verunglückten in sein Dorf zu bringen. Sein Puls schlug noch. Der Graf jagte in die Stadt zurück, und kam nach einer Viertelstunde mit dem Regimentsfeldscherer wieder. Man gab dem Kranken ein Brechmittel, und er kam wieder zu sich. Der Wundarzt mußte ihn täglich besuchen, und sein Wohlthäter that ein gleiches. Er stahl sich immer nach Tische von der Gesellschaft weg, und ritt auf das Dorf. Einer seiner Freunde beschlich ihn einmal, indem er dem Kranken eine Brühe reichte, wozu er seinem Weibe täglich das Geld gab. Ein andermal fand man ihn vor seinem Bette sitzend, wo er ihm die Fliegen wehrte, indem die Frau die Küche besorgte. Der Patient ward hergestellt, allein seine Kleider waren halb vom Bliz verzehrt. Der Graf beschied ihn auf die Mittagszeit in das

Speisehaus der Officiers. Wie wärs, meine Herren, sagte er zu ihnen, als der Genesene hineintrat, wenn wir heute nicht Billard spielten, und dafür diesem armen Manne für seinen verbrannten Rock einen neuen kauften? Der Graf eröfnete die Kollekte, und der Arme wurde gekleidet.

* 55. *

Der Stand eben dieses Herrn verpflichtete ihn, die Redoute zu besuchen. Da er weder den Tanz noch das Spiel liebte, setzte er sich in ein Nebenkabinet zu einem Unbekannten, der ein Stück Schinken und ein Glas Wein vor sich hatte. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, das wohl eine Stunde dauerte, und das ofne Wesen des Fremden gefiel ihm. Er fragte ihn nach seinen Umständen. Ich bin Kopist auf der Kammer; allein ich würde, wie ich glaube, mehr seyn, wenn Ihr seliger Herr Vater mich so gut gekannt hätte, als Sie mich nun kennen. — Wie das? — Ich bewarb mich bey ihm um ein hübsches Amt, zu dem ich mich durch meine treuen Dienste berechtigt hielt; es ward mir aber ein Neuling vorgezogen, der sich besser, als ich, zu empfehlen wußte. — Erlauben Sie mir, antwortete der Graf, Ihnen, in meines Vaters Namen, monatlich zehn Thaler zu bezahlen, bis ich so glücklich bin, Ihnen ein besseres Amt zu verschaffen. — Damals reichten die Einkünfte des Grafen kaum hin, zu seinem eigenen Unterhalt; aber das Wartegeld wurde bezahlt, bis es ihm gelang, den Mann auf einen bessern Posten zu bringen.

* 56. *

Vor einigen Jahren strandete ein Schiff zwischen den Fischerlagern Hornebeck und Villingebeck im Amte Kronborg. Das Schiff war nach Schottland bestimmt, mit Gerste beladen, wurde von dem Schiffer Thomas Bruyn geführt, und hatte auser ihm noch fünf Mann am Bord. Es war im späten Herbst, in einer finstern stürmischen Nacht, als diese Unglücklichen ein so hartes Schicksal erfuhren. Sie erwarteten den Anbruch des Tages, um zu sehen, wo sie wären, und welche Hoffnung sie sich zu ihrer Rettung machen könnten. Der Tag kam, sie sahen sich einen Büchsenschuß vom Lande und riefen um Hülfe. Ueber diesem kläglichen Rufen versammleten sich die Bauern von Hornebeck und Villingebeck am Strande. Sie legten Böte aus, um an das Schiff zu rudern; der Sturm hielt aber mit solcher Wuth an, daß es nicht möglich war durchzudringen. Oft versuchten sie es, aber die Versuche mislangen; jedesmal mußten sie zurückkehren, ohne ihre Absicht erreicht zu haben. Mitlerweile standen die armen Schiffbrüchigen auf dem Wrack, sich selbst überlassen. Ermüdet von der Arbeit der vorigen Nacht, ermattet von Kälte, Hunger und Angst, verlohren sie nach und nach Muth und Kräfte, und stürzten todt nieder neben einander. Den Nachmittag waren nur der Schiffer und Steuermann allein übrig. Dieser, aus Entsetzen die Leichname um sich herum zu sehen, beschloß die letzte ihm übrigen Kräfte anzuwenden, ans Land zu schwimmen. Er umarmte

Schiffer, sagte ihm das Lebewohl, und sprang heraus. Kaum aber war er einige Klafter vom Wracke entfernt, so stieß ein Stück treibendes Holz auf ihn, und zerschmetterte ihn den Kopf das er sank. Von allen diesen jämmerlichen Scenen mußten die Bauern am Strande Zuschauer abgeben. Jede hatte sie gerührt; diese letzte brachte sie in solche Bewegung, daß sie von neuem zu rathschlagen anfiengen, ob es denn nicht auf irgend eine Art möglich seyn sollte, den Schiffer zu retten, der nun nur allein übrig war. Jetzt traten die Hausleute Anders Jensen, Peder Jensen, und Svend Bagge, nebst den Knechten Jens Larsen und Svend Pedersen, alle aus Hornebeck, hervor, und verbanden sich, das äuserste zu einem letzten Versuche zu wagen. Sie setzten sich in ein Boot, legten die Ruder aus, strengten alle Kräfte an, arbeiteten sich durch die Wellen, erreichten endlich das Wrack, nahmen den Schiffer ins Boot, arbeiteten sich wieder zurück, und brachten ihn zu allgemeiner Freude ans Land. Der Halbtodte wurde darauf in ein Haus gebracht, wo sie ihn nach ihrem dürftigen Vermögen erquickten, so gut als sie konnten, bis er kurz darauf in der benachbarten Dronningmühle aufgenommen ward, wo er, durch sorgfältige Pflege nach und nach wieder Leben, Gesundheit und Stärke überkam. Als er zu sich selbst gekommen war, und diese gute Menschen sah, die ihr Leben gewagt hatten, um das seinige zu retten, zog er das Geld hervor, das er bey sich hatte, und bot ihnen einen Theil davon

an. Aber so muthig sie zuvor gewesen, der Gefahr entgegen zu gehen; eben so uneigennützig waren sie jezt. Sie verlangten keine Belohnung, sondern hielten es für ihre Pflicht, daß sie einen Unglücklichen dem Tode entrissen. — Doch ihre edle Handlung verdiente belohnt zu werden, und ward es. Ein gebohrner Däne, der sich auserhalb seines Vaterlandes aufhält, und der diese Erzählung hörte, freuete sich seiner Landsleute, und beschloß, ihnen die Erkenntlichkeit zu zeigen, die ihnen gebührte. Er legte einem jeden der fünf genannten Männer einen Jahrgehalt von fünf und zwanzig Reichsthalern, auf ihre Lebenszeit bey. Sie genießen jezt dieses Geschenk, und wenn einer von ihnen stirbt; so wird sein Antheil unter die Ueberlebenden getheilt, und der längstlebende genießt endlich sämtliche hundert und fünf und zwanzig Thaler, so lange er lebet.

* 57. *

Eine von den gewöhnlichen Ergötzungen in der Stadt Rouen ist die Spazierfahrt auf dem Flusse. Der Vater der berühmten Frau von Beaumont—welche diese Geschichte aus ihrer eigenen Erfahrung erzählt — ließ wenige Wochen vorbei gehen, ohne sich dieses Vergnügen zu machen. Einst, als eine solche Spazierfahrt mit einer großen Gesellschaft verabredet, ein großes Mahl und Instrumente zu Schif gebracht, und der Vater der Beaumont eben in Begrif war, sich zu seiner Gesellschaft auf das Schif zu begeben,

ben, stieß eine von seinen Tanten, welche taub und stumm war, auf einmal eine Art von Geheule aus, stelte sich an die Thüre, versperrte sie mit ihren Armen, schlug die Hände zusammen, und gab ihm durch tausend Zeichen zu verstehen, daß sie ihn beschwöre, zu Hause zu bleiben. Der Mann lachte anfangs über alle diese Gebärdungen, allein das Frauenzimmer fiel ihm zu Füssen, und bezeugte einen so heftigen Schmerz, daß er sich endlich entschloß, die Spazierfahrt auf eine andere Zeit zu verschieben. Er meldete diese außerordentliche Erscheinung seiner Gesellschaft, und suchte sie gleichfalls zur Aufschiebung der Lustfahrt zu bewegen. Allein seine Erinnerung wurde verspottet, und die andere Gesellschaft fuhr ab; aber auf halben Wege riß das Schiff von einander, und viele von der Gesellschaft ertranken.

S. Allgemeines Magazin der Natur und Kunst, B. 8. S. 17.

* 58. *

Bertrand von Salignac, Herr von Motte Fenelon war Königl. französischer Botschafter in England, wo ihm die Königin Elisabeth eine ganz besondere Hochachtung und Wohlwollen bezeigte. Einige Tage nach der abscheulichen parisischen Bluthochzeit, wollten ihn Katharine von Medicis, und Karl der Neunte, die grausamen Urheber derselben, überreden, dieser Königin die Gründe, die sie gehabt hätten, dieses Blutbad zu verordnen, zu berichten, und ihr gewaltthätiges Ver-

Verfahren in diesem Falle zu rechtfertigen. — Sire, antwortete der edle Mann: Ich würde an diesem abscheulichen Morde Ihr Mitschuldiger werden, wenn ich mich bemühte, einer so gottlosen Handlung einen blendenden Anstrich zu geben; Euer Majestät können sich an diejenigen wenden, die sie ihnen gerathen haben. — Und als er sahe, daß seine standhafte Antwort den Monarchen erzürnte, fügte er in einem eben so entschlossenen Tone hinzu: ich weiß es, ein König kann durch seine überwiegende Macht einen Edelmann unterdrücken, allein niemals kann ihm ein Monarch seine Ehre rauben.

* 59. *

Als Forster mit Cook um die Welt herumschifte, schlugen die Wellen einmal ein Fenster in der Vorrathskammer ein, und das Wasser schoß, durch diese Oefnung, so gewaltig, und so schnell herein, daß wenn nicht die gütige Vorsehung einen Unterofficier, der darneben schlief, gerade noch zur rechten Zeit hätte erwachen lassen, man nicht mehr mit Pumpen hätte helfen können.

* 60. *

Es sind noch nicht hundert Jahre, daß Gottes wohlthätige Vorsehung eine Frau aus Holland mit einer Zwirnmühle und andern Geräthschaften, nach Schottland führte, mit welcher ein neuer Zweig der Ernährung zu diesem Volke kam. Der

Anfang

Anfang war klein, aber aus dem Zweig ward ein großer Baum, von dessen Früchten ganze Gegenden angebaut werden konnten. Denn seit der Ankunft jener Künstlerin ist die Manufaktur von Nähzwirn an vielen Orten im Reich ausgedehnt, man hat die Kunst gelernt, den Flachs meisterhaft zu bauen, das Kommerzkollegium hat mit seiner gewohnten Aufmerksamkeit auf alles, was den Wohlstand des Landmannes erhöhen kan, die besten Vorschriften dazu bekannt gemacht, und nun beträgt der weiße, in Paisley und in der Nachbarschaft, verfertigte Zwirn, nach einem allgemeinen Anschlag, jährlich 40, bis 50,000 Pfund Sterling.

* 61. *

Nach der Geburt des jetzigen **Dauphins** von Frankreich, übersandte zu Paris ein Ungenannter, seine Freude über dieselbe zu bezeugen, funfzehn tausend Livres zu Befreiung der unglücklichen, welche wegen nicht bezahlter Steuern u. dergl. in den Gefängnissen saßen. Die Summe wurde an den Kaßier der Gesellschaft zur Unterstützung der Gefangenen, **Boußy**, gezahlt, und nach dem Willen des wohlthätigen Gebers, auch zur Befreiung der für Säugammenschulden gefangensitzendenden angewandt. Hundert und funfzehn **Väter** und zwei und vierzig **Mütter** wurden von dem Ertrage des Gnadengeldes befreit, und sämtliche losgekaufte Gefangene stimmten mit Freuden, für die Erhaltung des Dau-

phins und des Königlichen Hauses, ein Te Deum an. Ohneracht et aber der großmüthige Geber unbekannt seyn wolte, wußte doch ganz Paris sehr bald, daß derselbe der würdige Herr Necker sei.

* 62. *

In der fürstlichen grossen Mühle zu Dessau befand sich, vor einigen Jahren, ein Mühlpursche, welcher Johann Christian Mohsdorf hieß, und am dreizehnten Jenner 1778. das Unglük hatte, im Wasser umzukommen, als er eben mit dem Aufeisen des gefrornen Stroms beschäftigt war. Dieser Mann, der das Amt eines Mezners in der gedachten Mühle verwaltete, hatte sich durch seine unverlezbare Treue und Ehrlichkeit, durch seine Dienstfertigkeit, Mäßigkeit, Freundlichkeit und andere gute Eigenschaften, bei Vornehmen und Geringen, so beliebt und ehrwürdig gemacht, daß nicht nur, bei seinem Tode, ein allgemeines, aufrichtiges Bedauren, aller Orten, gehört wurde; sondern auch seine Leiche, unter einem auserordentlich zahlreichen Gefolg theilnehmender Begleiter, beerdiget wurde. Er starb im vier und dreißigsten Jahre seines Alters, und also noch in den Jahren, wo die Reizungen zum Bösen Stärke genung haben, die Menschen zu bethören, und dennoch trat er seinen Pflichten so wenig zu nahe, daß ihm selbst der Lasterhafte seine Achtung nicht versagen konnte. Sein Andenken hat der Hofmeister des Erbprinzen zu Anhaltdessau, Herr Behrisch, der Vergessenheit zu entreißen gesucht.

* 63. *

Gerettete Keuschheit.

Die Frau eines Bootsknechts war in langer Abwesenheit ihres Mannes, in den Jahren der Theurung, so arm worden, daß sie ihr Brod mit Betteln suchen mußte. Einst sprach sie einen Bürger an, der vermögend war ihr zu helfen; allein dieser Bösewicht wolte sich ihrer nicht anders, als auf Kosten ihrer ehelichen Treue und Unschuld erbarmen. Sie wies ihn standhaft ab, und kam zu anderer Zeit vor seine Thüre: aber umsonst. Hunger und Armuth stiegen bei ihr aufs höchste, so, daß der Bürger seinen Zwek endlich erreichen zu können hofte. Endlich nahm sie einmal, für seinen Augen, ihr Kind und legte es an die Brust. Sauge, sagte sie zu ihm, unter Vergießung vieler Thränen; noch bekommst du die Milch einer tugendhaften und unschuldigen Mutter, vielleicht morgen ist sie lasterhaft und deiner nicht werth. — Durch diese Rede ward der Verführer so beschämt und erweicht, daß er ihr seine Börse hinwarf, und sagte: wie könnte ich länger so vieler Tugend widerstehen?

* 64. *

Treue Gottes.

Der berühmte D'Aubigné wurde in seiner Jugend, nach dem Tode seines Vaters in ein Kollegium nach Genf gethan, wo es ihm aber so wenig

nig gefiel, daß er noch vor Ablauf des zweiten Jahres, ohne Vorwissen seiner Verwandten, nach Lyon gieng. Hier ergab er sich, außer andern Wissenschaften, besonders der Mathematik. Allein er war nicht lange da, so mangelte es ihm an Gelde; und da ihm seine Hauswirthin gedrohet hatte, ihn aus dem Hause zu jagen, wenn er sie nicht bezahlte: so zog er sich diese Drohung und seinen Mangel dermaßen zu Herzen, daß er sich nicht unterstund nach Hause zu gehen, sondern, in die äuserste Traurigkeit versunken, einen ganzen Tag ungegessen blieb. In diesem traurigen Zustande dachte er nach, wo er übernachten wolte, und kam während dem mitten auf die Brücke über die Saone. Er neigte seinen Kopf über das Geländer der Brücke, und indem seine Thränen in den Strom fielen, fühlte er sich auf einmal von einem gewaltigen Verlangen übernommen, sich hinab zu stürzen, um auf einmal eine Ende von allen seinen Nöthen zu machen. Aber noch hatte er, von seiner guten Auferziehung her, so viel Furcht vor Gott, daß er dachte, er müßte doch vorher beten, ehe er seiner Verzweiflung folgte. Er that es, und da das lezte Wort in seinem Gebet Ewigkeit war; so entsezte er sich, und fieng an, Gott zu bitten, daß er ihm, in diesem seinem Todeskampf beistehen möchte. Dies war nicht so bald geschehen; so erblikte er, da er eben seine Augen nach dem Ende der Brücke wendete, einen Bedienten zu Pferde, mit einem rothen Felleisen hinter sich, und einen Augenblik hernach seinen Herrn, den

er sogleich für den Herrn von Chilland, seinen Vetter, erkannte. Dieser reiste, auf Befehl des Admirals von Chatillon, nach Deutschland, brachte ihm Geld, und riß ihn aus seiner Verzweiflung.

* 65. *

Der König in England Richard kam, auf seinem Kreuzzuge, im Jahr 1192, einst in große Gefahr. Er hatte sich, in der Gegend von Jaffa, welche Stadt er eben dem siegreichen Saladin entrissen hatte, mit weniger Begleitung, auf die Jagd begeben, als er in einen Hinterhalt fiel, von welchem seine ganze Begleitung, bis auf einen einzigen Ritter, der Wilhelm von Pourcellets hieß, augenblicklich niedergemacht wurde. Um seinen König zu retten, der seiner tapfern Gegenwehr ungeachtet Gefahr lief, entweder gefangen oder getödtet zu werden, rief Wilhelm von Pourcellets auf sarazenisch aus allen Kräften — ich bin der König. So gleich ließen die Sarazenen von Richard ab, nahmen den angeblichen König gefangen, und Richard fand Mittel, sich mit der Flucht zu retten. Saladin, der ein sehr edles und großmüthiges Herz besaß, begegnete dem Gefangenen, wie es eine so schöne Handlung verdiente, und Wilhelm von Pourcellets wurde gegen zehn der vornehmsten sarazenischen Gefangenen ausgewechselt.

* 66. *

* 66. *

Als der Regierungsrath von Moser, im Jenner 1736, die Erblandes-Huldigung für den Herzog von Würtenberg unter andern, in Kirchheim einnehmen mußte, meldete ihm der Beamte dieses Orts, daß sich eine Anzahl Bürger da befände, welche Separatisten wären, und die es eher auf alles ankommen lassen, als einen Eyd ablegen würden. Moser fragte hierauf nach ihrem anderweltigen Betragen; worauf der Beamte versezte, daß es seine beste Bürger wären. Diesem zufolge trug er ihm so gleich auf, sie des Morgens vor der Huldigung in sein Quartier kommen zu lassen, und sagte zu ihnen selbst, als sie erschienen: Er vernähme, daß sie sich ein Gewissen daraus machten, einen Eid, mithin auch den Huldigungseid, abzulegen — obdem also sei? Als sie dies bejahten, fragte er: Ob sie glaubten, daß sie der Obrigkeit in Dingen, die nicht wider Gott und sein Wort sind, Gehorsam zu leisten schuldig wären? Und da sie auch dies bejaheten: Ob sie auch willig wären, diesen Gehorsam ihrem Fürsten und Herrn wirklich zu leisten — und ob sie willig wären, ihm solches durch einen Handschlag, der von eben der Rechtskraft seyn solte, als der andern ihr wirklicher Eid, zu versprechen? Als sie auch dies bekräftigten, sagte er ihnen, daß er zwar keine besondere Instruktion auf diesen Fall hätte, es aber, mit Vorbehalt weiterer Hochfürstlichen Resolution, einstweilen auf sich nehmen, und es bei einem Handschlag

 bewen-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

bewenden lassen wolle. Er bezeuge ihnen aber dabei, daß, wann sie künftig ihre Unterthanen- und bürgerliche Pflichten, nicht mit eben der Gewissenszärtlichkeit, die sie jezo vorgäben, beobachten würden, sie, andern zum Exempel, doppelt gestraft werden sollten. — Sie legten darauf den Handschlag ab, und waren vor Verwunderung und Freuden, voll Thränen und Lobes Gottes, daß, da sie sich keines andern, als harten Traktaments versehen, und darauf gefaßt gemacht hätten, Gott ihren Unglauben beschämet und gezeiget habe, daß er mehr thun könne und wolle, als sie ihm zugetraut hätten. — Moser brachte die Sache nachher in seine Relation, und weil er wußte, daß in dem Kollegio allerlei blinde Religionseiferer vorhanden waren — ob sie gleich, wie es insgemein zu geschehen pflegt, in ihrem eignen Leben und Wandel wenig Religion von sich blicken ließen — welche gegen dergleichen Personen sehr streng verführen; so baute er vor, und meldete: es wäre ihm bewußt, daß des Herrn Komitialgesandtens Exzellenz — der damals alles galt — bei der jüngst hin in ihrem Lehensdorf Teufringen eingenommenen Huldigung, es eben so gehalten hätten, daher er keinen Anstand gehabt habe, sich nach solchem Vorgange zu richten; worauf es auch, ohne allen Widerspruch, dabei gelassen wurde.

* 67. *

Als auf dem Wahltage im Jahre 1742. Frankreich einst stark und drohend in den vortref-

lichen Churfürsten zu Trier Franz Georg drang, wich er doch nicht, sondern schrieb unter andern: Quid enim prodest homini, lucrari mundum et periculum facere animae? — Was hülfe es dem Menschen, wenn er die Welt gewönne, und Schaden an seiner Seele nähme? — Ich will mich lieber noch heute lebendig verbrennen laßen, als Gott beleidigen, und wider mein Gewissen handeln. — —

* 68. *

Sigismund Streit, ein gebohrner Berliner, der einen Hufschmid zum Vater hatte, und in seiner Kindheit die Klaßen des grauen Klosters, des ältesten Gymnasiums in der ganzen Mark Brandenburg, besuchte, gieng nach seines Vaters Tode, nach Altona, um daselbst die Handlung zu lernen, von da nach Leipzig, und 1709 in elenden Umständen nach Venedig. Hier schafte er sich von 1715 bis 1749. ein sehr großes Vermögen, und begab sich in diesem Jahre in Padua zur Ruhe. — Jezt entschloß er sich, sein ganzes Vermögen milden Stiftungen, besonders Schulen zu widmen. Im Jahre 1752. schenkte er zehntausend Thaler, zum Nutzen armer Studirender und der Lehrer des grauen Klosters, und drei Tausend für die Witwen, welche die Lehrer hinterlassen würden. — Acht Jahre darauf 1760 schenkte er abermals funfzig tausend Thaler, und verordnete, daß dieselben so lange auf Zinsen ausgethan, und diese zur Vermehrung der Summe

me so lange gebraucht werden solten, bis das Hauptkapital von Hundert fünf und zwanzigtausend Thaler daraus entstanden seyn würde. — Von demselben solten sechszehntausend Thaler zu Gebäuden, Büchern und Instrumenten, die Zinsen von der übrigen Hauptsumme aber zur Verbesserung der Besoldungen der ordentlichen neun Lehrer des grauen Klosters, zum Gehalt für einige auserordentliche Lehrer in Sprachen und gemeinen Wissenschaften — zur Anrichtung einer neuen Communität für arme Schüler, zu Stipendien für junge Studirende und zu andern verwandten Absichten angewandt werden. — Alles das that er in der patriotischen Absicht, den Märkern überhaupt, besonders aber den Berlinern freien und guten Unterricht in nüzlichen Sprachen und Disciplinen zu verschaffen. — Die Zinsen, welche er sich auf seine Lebenszeit vorbehalten hatte, überließ er nicht nur dem grauen Kloster, sondern wieß demselben auch in den Jahren 1766 und 1767 fünf und zwanzig Tausend Thaler baar an. Er verordnete überdies für diese Anstalt ein eignes Direktorium, welches aus drei geistlichen und zwei weltlichen Mitgliedern besteht, und künftig noch ein weltliches bekommen wird, auch seinen eigenen Consulenten hat. — Auser dem Gelde übersandte der wohlthätige Mann dem Gymnasium noch verschiedene Bücher, besonders aber vierzig schöne Gemälde im vergoldeten Rahmen. —

* 69. *

An dem Ufer des Meeres zu Marseille wartete einst, an einem schönen Sommerabende, ein gewisser junger Robert, bis jemand in seinen Nachen treten würde. Ein Unbekannter stieg endlich hinein, war aber im Begriff, sogleich wieder heraus und in einem andern zu gehen, weil — wie er zum Robert, der sich zeigte, und von jenem nicht für den Herrn des Schiffes gehalten wurde, sagte — der Schiffer nicht zum Vorschein käme. —

Dies Schiff ist mein, versetzte Robert; wollen Sie zum Hafen hinausfahren, mein Herr?

"Nein, guter Freund, es ist nur noch eine Stunde Tag; ich wollte nur im Hafen ein paarmal auf und abfahren, um des kühlen und schönen Abends zu genießen. Aber er sieht ja nichts weniger, als einem Schiffsmann ähnlich, auch hat er die Mundart dieser Leute nicht."

Es ist wahr, und im Grunde bin ich auch keiner; ich treibe dieses Handwerk an Sonn- und Festtagen nur, um mehr Geld zu verdienen.

„Pfui, in seinem Alter schon so geizig zu seyn! Das verstellt seine Jugend, und erstickt den Antheil, welchen seine glückliche Gesichtsbildung im ersten Augenblick einflößt."

Ach, wenn sie wüßten, warum ich so sehr wünsche Geld zu verdienen; wenn Sie mich kennten, gewiß Sie würden meinen Gram nicht dadurch vergrößern, daß Sie mir eine so niedrige Denkungsart zutrauen.

„Ich habe ihm vielleicht unrecht gethan; er hat sich aber übel ausgedrückt. Wir wollen unsre Spazierfahrt antreten, da soll er mir seine Geschichte erzählen. — Wohlan, mein guter Freund, sag er mir jetzt, was hat er für Sorgen? Er hat mich schon vorbereitet, Theil daran zu nehmen.“

Ich habe nur eine einzige; meinen Vater in Fesseln zu wissen, ohne ihn noch davon befreien zu können. Er war Mäckler in dieser Stadt, legte das was er selbst erspart, und was meine Mutter in dem Handel mit Modewaaren gewonnen hatte, auf ein Schiff an, welches nach Smyrna bestimmt war, und machte, um auf die Umsetzung seiner wenigen Waaren ein Auge zu haben, und selbst wählen zu können, die Reise in Person mit. Das Schiff ist von einem Seeräuber weggekapert und nach Tetuan geführt worden, wo mein unglücklicher Vater, mit allen, die am Bord waren, jetzt Sklave ist. Seine Ranzion ist auf zweytausend kleine Thaler gesetzt. Da er sich aber ganz erschöpft hatte, um seine Unternehmung desto wichtiger zu machen; so sind wir jetzt nichts weniger, als im Stande, diese Summe zusammen zu bringen. Indessen arbeiten meine Mutter und Schwestern Tag und Nacht. Ich thue desgleichen bey meinem Herrn, der ein Juwelier ist, und suche, wie Sie sehn, die Sonn- und Feiertage zu benutzen. Wir haben uns bis auf Dinge der äusersten Nothdurft eingeschränkt. In einem einzigen kleinen Kämmerchen führt unsre unglückliche Familie ihre ganze Haushaltung. Anfangs glaubte ich, ich würde die Stelle meines

Vaters

Vaters einnehmen, ihn befreien, und mich statt seiner in Fesseln legen können. Ich war im Begriff dieses Vorhaben ins Werk zu setzen, als meine Mutter, ich weiß nicht wie, Nachricht davon bekam, und mich versicherte, daß es eben so unthunlich als fantastisch wäre, und allen Kapitains, die nach der Levante segeln, verbieten ließ, mich an Bord zu nehmen.

„Erhält er bisweilen Nachricht von seinem Vater? Weiß er, wer sein Herr zu Tetuan ist, und wie er dort gehalten wird?“

Sein Herr ist Oberaufseher der königlichen Gärten; man behandelt ihn ganz menschlich, und die Arbeiten, die ihm aufgetragen werden, gehen nicht über seine Kräfte. Aber, wir sind nicht bey ihm, ihn zu trösten, ihm sein Unglück erleichtern zu können. Er ist von uns, einer geliebten Gattin und drey Kindern, die er immer aufs zärtlichste liebte, entfernt.

„Und wie nennt sich sein Vater zu Tetuan?“

Er hat seinen Namen nicht verändert; er heißt Robert, wie zu Marseille.

„Ha, ha! Robert — beym Oberaufseher der Gärten!“

Ja, mein Herr!

„Sein Unglück geht mir zu Herzen; aber seinen Gesinnungen nach, die es verdienen, bin ich kühn genung, ihm ein besseres Schicksal zu prophezeien, und wünsch es ihm von Grund der Seele. — Ich wollte mich, indem ich der Abendkühle genieße, auch der Einsamkeit überlassen, nehm

 er

er mir's also nicht übel, mein Freund, wenn ich einen Augenblick stille bin."

Bey Anbruch der Nacht erhielt Robert Befehl ans Land zu fahren, und noch eh' er Zeit gehabt hatte herauszusteigen, oder das Schiff anzuschließen, machte sich der Unbekannte heraus, und erlaubte, dem Robert nicht einmal, ihm für den Beutel den er ihm zurück ließ, zu danken; so eilfertig machte er sich davon. In diesem Beutel waren acht doppelte Louisd'or und zehn Thaler Silbergeld. Eine so beträchtliche Freygebigkeit brachte dem jungen Menschen einen sehr hohen Begriff von der Empfindsamkeit des Unbekannten bey, aber vergebens wünschte er sehnlichst, ihm begegnen, und dafür danken zu können. —

Sechs Wochen nach diesem Zeitpunkt, als diese ehrliche Familie, welche, um die nöthige Summe voll zu machen, unaufhörlich fortarbeitete, eben ein mäßiges Mittagsmahl, das aus Brod und dürren Mandeln bestand, einnahm, überraschte sie der alte Robert, sehr sauber gekleidet, mitten in ihrem Kummer und Elende. — „Ach meine beste Frau, ach meine liebsten Kinder, wie habt ihr mich so geschwind befreien können, und auf die Art, wie ihr gethan habt? — Seht nur, wie ihr mich herausgeputzt habt! — Und dann die funfzig Louisd'or noch, die man mir, als ich mich einschifte, darzählte, da meine Reise und Nahrung doch schon voraus bezahlt waren? Wie soll ich euch für so vielen Eifer, für so viele Liebe genug danken? — Und diese entsetzliche Beraubung aller Bequemlich-

lichkeiten, der ihr euch mir zu Liebe unterzogen habt. —

Vor Erstaunen war es anfangs der Mutter gar nicht möglich zu antworten; sie schwamm in Thränen, ihre Töchter desgleichen, und eine Umarmung folgte der andern. Der junge Robert blieb steif auf seinem Stuhl, immer ohne Bewegung, und fiel endlich in Ohnmacht.

Die Thränen, die sie vergossen, gaben endlich der Mutter die Sprache wieder. Sie umarmte ihren Mann nochmals, sah ihren Sohn an, zeigte ihn dem Vater und sagte: das ist dein Befreier! Sechs tausend Livres waren für deine Ranzion gefordert; wir haben erst etwas über die Hälfte beysammen, und das meiste hat dein Sohn durch seine Arbeit verdient; seiner Liebe zu dir sind wir es schuldig. Dieses liebenswürdige Kind hat vermuthlich Freunde gefunden, die gerührt von seinen Tugenden, ihm beygestanden haben; und da er gleich anfangs deiner Sklaverey heimlich den Vorsatz faßte, deine Stelle einzunehmen, so haben wir ohne Zweifel ihm unser Glück zu danken; so hat er ganz gewiß uns auf diese Art überraschen wollen. Sieh nur, wie er es fühlt — aber wir müssen ihm beyspringen. — Die Mutter eilte auf ihn zu, seine Schwestern desgleichen. Mit großer Mühe entriß man ihn seiner Ohnmacht; er warf einen schmachtenden Blick auf seinen Vater, hatte aber noch nicht Kräfte genung um sprechen zu können.

An seiner Seite ward der Vater auf einmal still und nachdenkend; schien bald darauf ganz be-

stürzt, redete endlich seinen Sohn an, und sagte: Unglücklicher, was hast du gethan? Wie kann ich dir meine Befreiung danken, ohne mich darüber zu grämen? Wie konnte sie deiner Mutter ein Geheimniß bleiben, wenn du sie nicht auf Kosten deiner Tugend erkauft hast? In deinem Alter, Sohn eines Verunglückten, eines Sklaven, verschaft man sich nicht leicht, auf ordentlichen Wegen, so beträchtliche Hülfsmittel, als du nöthig hattest. Ich schaudre vor dem Gedanken, ob dich deine kindliche Liebe vielleicht zu einem Verbrechen verleitet hat! Beruhige mich, sey aufrichtig, und wenn du hast können aufhören ein ehrlicher Mann zu seyn, so laßt uns alle sterben! —

Geben Sie sich zufrieden, mein Vater, antwortete der junge Robert, stand auf, und ließ sein Entsetzen über einen solchen Argwohn blicken. Umarmen Sie ihren Sohn, er ist dieses schönen Namens nicht unwürdig; auch war er nicht glücklich genug, ihnen beweisen zu können, wie werth er ihm ist. Sie haben ihre Freiheit nicht mir, nicht uns zu danken. Ich kenne unsern Wohlthäter. Dieser Unbekannte, meine Mutter, der mir seinen Beutel gab, that sehr viele Fragen an mich. Zeitlebens werd ich ihn aufsuchen — ich werd ihn antreffen — er wird mit mir kommen, seiner Wohlthaten zu genießen, Theil daran zu nehmen, und Thränen der Wollust mit uns weinen. — Hier erzählte der Sohn dem Vater den Vorgang mit dem Unbekannten, und benahm ihm seine Furcht.

Robert fand in der Ruhe, die er jetzt wieder genoß, Freunde und Beystand. Ein weit glücklicherer Erfolg, als er ihn erwartet hatte, übertraf seine Hoffnung und krönte seine Unternehmungen. Nach zwey Jahren war er reich, und seine Kinder, die versorgt und glücklich waren, genoßen mit ihm und seiner Frau, eine Glückseligkeit, die nichts würde gestöhret haben, wenn es dem Sohne bey seinen ununterbrochenen Nachforschungen geglückt hätte, ihren verborgenen Wohlthäter, den Gegenstand ihrer Dankbarkeit und ihrer Sehnsucht, ausfindig zu machen.

Endlich traf er ihn eines Sonntags Morgens an dem Haven an, wo er spatzieren gieng. „Ach, mein Schutzgott" — war alles, was er sagen konnte; warf sich zu seinen Füssen, und fiel ohne Sinnen dahin. Der Unbekannte gab sich alle Mühe ihm beyzuspringen, und mit etwas geistigem Wasser gelang es ihm, ihn zu sich zu bringen. Er war eben so begierig, ihn nach der Ursache, die ihn in diesen Zustand versetzt hätte, zu fragen. — „Ach mein Herr, versetzte der junge Robert, kann sie Ihnen unbekannt seyn? Haben Sie den Robert und seine unglückliche Familie, die Sie auf den Gipfel des Glücks setzten, indem Sie ihren Vater wiederschaften, vergessen." —

„Er irrt sich, mein Freund; ich kenne ihn nicht, und auch er kann mich nicht kennen. Ich bin fremd zu Marseille, und erst seit wenigen Tagen hier."

Das

Das ist alles möglich, aber erinnern Sie sich, daß Sie vor sechs und zwanzig Monaten auch hier waren. Denken Sie nicht mehr an jene Spazierfahrt im Haven, an den Antheil, den Sie an meinem Unglück nahmen, an die Fragen, die Sie an mich thaten, und die alle nur solche Umstände betrafen, die Ihnen die nöthigen Erläuterungen geben konnten, mein Wohlthäter werden zu können? — Befreier meines Vaters, können Sie vergessen, daß Sie der Retter unserer ganzen Familie sind, die nichts anders mehr, als Ihre Gegenwart wünscht. Versagen Sie uns unsre Wünsche nicht, kommen Sie, theilen Sie unsre Freude! Vermischen Sie Ihre Thränen der Rührung mit unsern Zähren der Dankbarkeit — kommen Sie!

„Sachte, mein Freund! Ich hab' es ihm schon einmal gesagt, er irrt sich.“

Nein, mein Herr, ich irre mich nicht. Ihre Züge sind zu tief in mein Herz gegraben, als daß ich sie miskennen könnte. — Kommen Sie, ich bitte. Hier nahm ihn der junge Robert beim Arm, suchte ihn gewissermaßen mit Gewalt fortzuziehen, und um Beyde fieng nun das Volk an, sich zu sammeln.

Da sprach der Unbekannte, mit einem ernsthaftern und festern Tone: „Mein Freund, dieser Auftritt ermüdet mich, ohne ihn zu erleichtern. Eine zufallende Aehnlichkeit verursacht seinen Irrthum. Ruf er seine Vernunft zurük und suche er im Schooße seiner Familie die Ruhe wieder, die er nöthig zu haben scheint!“

Welche

Welche Grausamkeit! Warum wollen Sie der Wohlthäter unsrer Familie, durch ihre Abneigung mich zu begleiten, die Glükseligkeit vergällten, die sie nur Ihnen zu danken hat? Soll ich vergebens zu ihren Füßen liegen? Und sollten sie grausam genung seyn, den rührenden Tribut von sich abzulehnen, den wir schon so lang Ihrem fühlbaren Herzen vorbehalten haben? Und ihr, meine Mitbürger, ihr alle, die ihr von der Verwirrung und Unruhe, in der ich bin, gerührt seyn müsset; vereiniget euch mit mir, den Urheber meiner Wohlfart zu vermögen, daß er mit mir gehe, sein eigen Werk zu betrachten. —

Hier schwieg der Unbekannte; auf einmal nahm er aber alle seine Kräfte zusammen, rief seine Herzhaftigkeit znrück, um der Versuchung, in die ihn ein so köstlicher Genuß, den man ihm anbot, hätte führen können, zu widerstehen, und verlohr sich im Getümmel, zum größten Schmerzen des jungen Roberts, der mit erloschenen und wild umher irrenden Blicken ihm nachsah. So ließ der Unbekannte dem erstaunten Volke ein Beispiel von einem Heldenmuthe, wie es deren noch keines gesehen hatte. — Stille, übermäßige Betrübniß, erstikter Unwille, traten an die Stelle der Gemüthsunruhe, von welcher der ehrliche Robert herumgetrieben war. Man sah sich genöthigt, ihn nach Hause zu tragen, wo endlich ein heilsamer Thränenguß ihn seinem gefährlichen Zustande entriß.

Der

Der Unbekannte, von dem die Rede ist, würde es noch seyn; wenn nicht seine Verwalter, die nach dem Tode ihres Herrn, unter seinen Papieren, eine Note von siebentausend und fünfhundert Livres fanden, von Herrn Robert Mayn von Cadix, an den sie geschikt waren; aus bloser Neugierde, denn die Note war durchstrichen, und das Pappier zerdrükt, wie diejenigen, die man zum Feuer bestimmt — darüber befraget hätten. Dieser berühmte englische Banquier antwortete, er hätte die Summe angewandt, einen Sklaven zu Tetuan Namens Robert aus Marseille, loszukaufen, auf besondern Befehl des Herrn Karl von Secondat, Baron von Montesquieu, Oberpräsidenten am Perlament zu Bordeaux. — Bey seiner thätigen, arbeitsamen und forschenden Lebensart, reiste der Herr von Montesquieu sehr gern. Er besuchte sehr oft seine Schwester, Madame von Hericourt, die zu Marseille vermählt war. Bei einem von diesen Besuchen hatte Robert das Glück, ihn im Haven zu fahren und jene großmüthige Handlung zu veranlassen.

* 70. *

Als der vortrefliche Erzbischof zu Mayland, Karl Borromäus, im Jahre 1583. von einer notwendigen Reise nach Rom zurük kehrte, und durch Siena passirte, weil er zu Parma Geschäfte hatte, nahm er bei dem dasigen Erzbischofe seine Einkehr. Als er aber beim Mittagessen die Menge und Köstlichkeit der Speisen sah, konnte man

man ihm nicht länger, als bis nach der Mahlzeit in dem Pallaste behalten, ungeachtet es stürmte und regnete. "Gott bewahre mich, sagte er, daß ichs mit meinen Augen sehen müßte, wie die Hülfe der Armen zur Wollust des Gaumens verschwendet wird. Wenn das Nachtessen dem Mittagessen gleich wäre; so wäre ich an einem Aufwand Schuld, der tausend Dürftigen das Notwendige entzöge." Und so verreiste er noch vor Anbruch der Nacht.

* 71. *

Erhörung des Gebets.

Ein sehr würdiger Geistlicher, welcher noch gegenwärtig in einem ruhmvollen Alter, ein ansehnliches Amt in der Churmark Brandenburg bekleidet, erfuhr schon in den frühesten Jahren seiner Jugend vorzügliche Proben der göttlichen Güte in Erhörung seines kindlichen Gebets, davon ihm folgende vor andern merkwürdig geblieben sind.

Im Jahre 1719. kostete der berlinische Scheffel Roggen einen Dukaten, und es fiel den kinderreichen Eltern dieses damals neunjährigen Knabens sehr schwer, nur täglich, für eben so viel Groschen Brodt zu kaufen, als Personen zu ihrer Haushaltung gehörten, ohnerachtet sie sich sonst von einem ehrlichen Handwerk eben so reichlich als fleissig nährten. Bei dem Allen theilten diese christliche Aeltern jedem Armen, die bei damali-

ger Theurung sich sehr häufig einfanden, immer sehr willig von dem Brodte mit, das sie selbst so sparsam aßen. Diese bedürfnisvollen Umstände rührten den gutherzigen Knaben so sehr, daß er es nicht wagte seine sonst so gutwilligen als frommen Eltern, um das zu den erforderlichen Schulbüchern nöthige Geld zu bitten; vielmehr wagte er es im kindlichen Vertrauen, den Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, in seinem verschloßenen Kämmerlein, demüthigst darum anzuflehen, und fand nicht lange nachher, was er bat, auf folgende Weise. In dem Hause seiner Eltern war eine Gaststube für Landleute, welche in die Stadt kamen, ihr Getreide zu verkaufen. Diese mochten, da sie jezt bei dem hohen Preise des Getraides immer viel Geld einnahmen, und bei diesem Ueberfluß vielleicht weniger aufmerksam waren, etwas davon verlohren haben; denn eben in dem Auskehricht aus dieser Stube fand der fromme Knabe, nach seinem Gebete, noch einige Groschen mehr, als er bedurfte. Dies reizte den jungen Beter in der Folge, bei allen vorfallenden Bedürfnißen, den liebreichen Gott getrost und mit aller Zuversicht zu bitten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater, und er blieb niemals unerhört. Nicht nur in seinem Hause, sondern auch auser demselben; ja manchesmal auser der Stadt, in entlegenen und einsamen Gegenden, wohin er zu Zeiten gieng und betete, fand er gemeiniglich so viel, ja wohl mehr, als er an Gelde nöthig hatte.

Einst

Einst hatte er sich ein etwas theures Buch zum Nachschlagen erborget. Einer seiner Mitschüler entwendete ihm dasselbe heimlich, und wollte solches durchaus nicht gestehen, sondern betheurete seine Unschuld mit vielen Worten und Schwüren. Der verlegene Knabe wandte sich herzlich und anhaltend zu Gott, und bat ihn: er wolle doch dem wirklichen Entwender das Herz so kräftig rühren, daß er das Buch wiederbringen müsse, — und siehe, es geschah noch an demselben Tage, mit den merkwürdigsten Umständen.

Als er das vierzehnte Jahr seines Alters erreichte, hatte er schon die Größe und das Ansehen eines mehr als achtzehnjährigen Jünglings. Dies nöthigte ihn, bey damaliger starken Werbung, sich aus seiner Vaterstadt, in eine Schule außer Landes zu begeben; er gieng also zu seinem ältesten Bruder, der um eben diese Zeit, in der Nachbarschaft Prediger an einem fürstlichen Hofe worden war, und der von dem an väterlich für ihn sorgte. Nicht lange nachher ward sein geliebter Vater langwierig, und allem Anschein nach, tödlich krank, und verlangte vor seinem Ende vorzüglich diesen seinen jüngsten Sohn noch einmal zu sehen und zu segnen. Der fromme Jüngling machte sich sogleich auf den Weg, und schlich sich, aus Furcht vor den Soldaten, bey Nacht ins väterliche Hauß. Hier bemerkte er mit Wehmuth, daß seine fromme Mutter — die sonst sehr stark im Glauben, mithin christlich großmüthig und fast über Vermögen wohlthätig

war — bey so lange anhaltender Krankheit ihres Geliebten, die auserordentliche Kosten verursachte, schwach und kleinmüthig werden wollte. Er that alles, was er vermochte, um sie aufzurichten; tröstete sie kindlich auf den bevorstehenden Witwenstand, mit biblischen Beyspielen solcher armen Witwen, die Gott so reichlich versorget, daß weder sie noch ihre Waisen Mangel gelitten; und gab ihr einen blanken Gulden, den ihm sein Bruder zum Reisegelde mitgegeben, sehr willig als einen kleinen Zuschuß zu den Krankheitskosten. Dies rührte die Mutter nicht wenig, und da der Sohn bey seinem Abschiede ebenfalls betrübt, und wegen der Kriegsleute besorgt und furchtsam war, tröstete sie ihn wieder mit dem Exempel des Elisä, und seines Knaben, da sie zu Dothan in Gefahr waren. Dieser trat seine Rückreise an, ehe es Tag wurde, und eilte, auf sogenannten Feldwegen, über Wiesen und Aecker, nach der ordentlichen Landstraße, die zu dem benachbarten Lande führet. Hier geschah es, daß er auf einen frisch gepflügten Acker, mit seinem Fuß an etwas stieß, das seiner Meinung nach ein Stein war, das aber bey der Morgendämmerung aus dem schwarzen Erdreich weiß hervorblinkte. Dieser Schimmer reizte ihn die vermeinte Steinfigur aufzuheben und in die Tasche zu stecken; eilte aber, unter andächtigen Gedanken furchtsam fort, ohne wieder an dieselbe zu denken, bis er über der Gränze in Sicherheit gelanget, und es inzwischen völlig Tag worden war. Jezt fand er zu seiner freudigsten Bestürzung, daß das

Gefundene ein blanker Doppelthaler sey — dachte in diesem Augenblick mit Freudenthränen an den Gulden, welchen er seinem Vater geschenket, und an die bekannten Worte des Erlösers: **Gebet, so wird euch gegeben!**

So oft dieser würdige Mann, der sich in seinem jetzigen siebzigjährigen Alter fast bey noch jugendlicher Munterkeit befindet, an die in seiner Jugend so oft erfahrne göttliche gnädige Erhörung seines kindlichen Gebets, mit dankbarer Bewunderung und Freude, zurückdenkt; so oft erfährt er vom neuem eine rührende Erklärung des Ausspruchs der ewigen Weisheit: **Meine Lust ist bey den Menschenkindern,** und wünschet mit regem Herzen: O könnte ich doch jedem Christenkinde so recht ins Herz hineinrufen: **Habe deine Lust an dem Herrn, der wird dir geben, was dein Herz wünschet. Befiehl betend dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; Er wirds wohl machen.**

* 72. *

Weise Wohlthätigkeit.

Thomas Gouge, ein englischer Prediger, katechisirte alle Morgen in der Kirche, und theilte dabey wöchentlich ein Allmosen aus, aber an einem ungewissen Tage, um die Armen zu nöthigen, daß sie nie ausblieben. Dies waren gemeiniglich alte Leute die nicht mehr arbeiten konnten. Andern Armen, die noch zur Arbeit fähig waren, gab er

Flachs und Hanf zu spinnen, bezahlte ihre Arbeit gut, und übernahm den Ankauf auf seine Gefahr.

* 73. *

Proben der Vorsehung.

Ein gewisser Vornehmer in Pohlen hatte die Gewohnheit, des Sommers im Grase Mittagsruhe zu halten. Als er einstmahls im Grase lag und schlief, so trug sichs zu, daß eine Otter auf ihn zukroch, und sich seinem Munde näherte, den er im Schlafe offen zu haben pflegte. Ein Wiesel sprang, zu eben der Zeit, diesem Schlafenden einige mal über das Gesichte, worüber er aufwachte, und die Gefahr wahrnahm, worinnen er sich befand. Er erstaunte, und bewunderte die gütige Vorsehung Gottes, die über seine Wohlfahrt gewachet, da er geschlafen hatte, und prieß mit beständiger dankbaren Erinnerung die göttliche Liebe, welche ihn durch ein Wiesel vor dem Unglück gewarnet, und sein Verderben nicht hatte zulassen wollen.

S. Bunzlauische Monatschrift, 7ter Jahrgang, S. 237. f.

* 74. *

Eben dieser Herr mußte seiner Rechtsangelegenheiten eine Reise tief in Pohlen thun. Auf dem Wege fügte sichs, daß er, weil er irre gefahren, und die Nacht hereinbrach, im Walde, wo ein Wirthshauß war, seine Nachtherberge aufschlagen mußte. Sein Gesicht und ganzes Betragen, welches die Tugend voller Freundlichkeit und Leutseligkeit gemacht hatte,

te, brachte ihm alsobald die Liebe des Wirths zuwege, der seinen Gast mit bekümmerten, mitleidigen Blicken unabläßig betrachtete. Da ihn nun der Kavalier, den solches befremdete, fragte: was er denn an ihm fände, das ihn reizte, ihn so genau zu betrachten? so gab er ihm zur Antwort: es geschähe aus Hochachtung und Liebe; er müsse ihm nur sagen, daß er sich gegenwärtig in einem sehr schlimmen Hause befände. Er hätte aus Furcht, nicht hier erschlagen zu werden, die Räuber dieser Gegend aufnehmen müssen, welche alle Nächte sich einfänden, um die hier befindlichen zu berauben, und auch wohl gar zu tödten; er aber wolle alles anwenden, um sie abzuhalten, daß er mit den Seinigen verschonet würde. Er sollte daher mit seinen Leuten nur gutes Muthes seyn, und wenn sie da seyn würden, sich stellen, als schliefen sie. Er hätte bereits solche angenehme Dienste sehr Vielen geleistet; denn durch seine Vorstellungen, die er ihnen wichtig und gültig zu machen wußte, hätten sie sich jederzeit lenken und regieren lassen. Diese Rede erschreckte den Kavalier nicht wenig. Er ersuchte den Wirth um seine guten Dienste, nach seiner gethanen Versprechung, und verhieß ihm dafür eine ansehnliche Belohnung. Seinen Leuten befahl er bey dem Daseyn dieser Leute ruhig zu seyn, und sich wie Schlafende zu bezeugen. Er empfahl sich und die Seinigen aufs inbrünstigste dem allmächtigen Schutze des gnädigen Gottes, und so legte man sich nieder. Zu Mitternacht erschienen eine Menge solcher Mordvögel, welche den Wirth

durch Pfeifen an das Fenster riefen, der auch zu ihnen kam, und mit ihnen redete. Er brachte seine Vorsprache glücklich bey ihnen an, und versicherte sie, daß seine Gäste, die er bereits ausgeforscht, und aufs genaueste visitirt hätte, weder Geld noch andere Kostbarkeiten bey sich führten. Sie glaubten seinen Worten, und schenkten seinen Gästen das Leben, und was sie bey sich hatten, alles wurde ihnen unversehrt gelassen. Er ließ sie ins Haus, und nachdem sie einige Zeit in der Stube mit Spielen und Saufen zugebracht hatten, so machten sie sich wieder fort. Da nun der Wirth glaubte, daß er sich mit seinen Gästen sicher auf den Weg begeben könnte; so weckte er sie auf, und führte sie auf den rechten Weg, wo er sie mit der Warnung verließ, niemals mehr den Weg zu ihm zu nehmen. Der Kavalier belohnte beym Abschiede seinen Führer mit einem ansehnlichen Geschenke, und mit vielem Danke; insonderheit prieß er die göttliche Barmherzigkeit, welche die große Gefahr abgewandt, und das Herz der Diebe und Mörder, zur Erhaltung seines und der Seinigen Leben, im Zaum gehalten hatte.

* 75. *

Der berühmte Herr von Mornäy — der große Minister Heinrich des Vierten — war auf seinen Reisen, die er in seiner blühendsten Jugend, zur Vermehrung seiner Kenntnisse, unternahm, mehrmals großen Gefahren der Tugend ausgesetzt, besonders zu Venedig und Rom; allein er

wap-

wapnete sich, nach seiner eigenen öftern Versicherung, mit der Furcht Gottes, als mit einem Schilde, damit er nicht in die Lüste der Jugend verfallen, und dadurch seinen Reisegefährten ein Aergerniß geben, oder nachtheilige Gedanken von seiner Religion erwecken möchte. In eben dieser Absicht, befliß er sich einer steten Geschäftigkeit, dieses sehr heilsamen Verwahrungsmittels wider die Zerstreuungen des Lebens. Nie war er müßig, sondern arbeitete immer etwas, indem er über theologische und politische Materien eigne Betrachtungen aufsetzte; vorzüglich aber las er die heilige Schrift sehr fleißig, und das in den Grundsprachen, weswegen er sich zu Padua so gar einen Rabbinen hielt. Selbst im Spazierengehn war er nicht unbeschäftigt, sondern übte sich in der Botanik, um sich eine Kenntniß der Kräuter und Blumen zu erwerben. Stets hatte er den Zweck seines Lebens vor Augen, dessen Erreichung das höchste Ziel seiner Wünsche war; und so eifrig für die Ehre seines Gottes besorgt, ließ ihm auch der Herr alles, was er machte, wohl gerathen, und errettete ihn aus allen Gefahren. — Er verfaßte in einem Alter von drey und zwanzig Jahren, politische Aufsätze, die ihm eine vorzügliche Hochachtung erwarben, und äuserte Kenntnisse, die von den größten Männern, und selbst von Karl dem Neunten, bewundert wurden. — Auf diesem rühmlichen Wege wandelte er durch sein ganzes Leben, und war glücklich in seinem Leben und Tode.

* 76. *

Im Jahr 1576. herrschte im Venetianischen und in den Herzogthum Mantua verschiedene epidemische Krankheiten, daran viele Leute starben, und die sich bald darauf mit Symptomen der Pest äuserten. Der Rath zu Mayland gab bey solchen Umständen angemeßne Befehle, um der Seuche den Eingang in die Stadt, so viel bey ihm stünde, zu versperren; allein die Pest fand doch den Weg hineinzukommen, und das während der großen Lustbarkeiten, die man daselbst anstellte, als eben, mit Ende des Jubiläums, ein Oesterreichischer Prinz durch Mayland paßierte. Der ruhmwürdige Erzbischof Karl Borromäus befand sich eben zu Lodi, um dem verstorbenen Bischofe daselbst die Exequien zu halten, als er die Nachricht erhielt, daß die Pestilenz schon in Meyland sey, und zugleich vernahm, daß der Statthalter mit dem Prinzen nach Genua verreist sey, daß viele Edelleute aus der Stadt flöhen, und die Zurückgebliebenen sich nicht zu helfen wüßten. Borromäus eilte sogleich heim, und fand die Nachricht nur allzuwahr; Leute von allen Ständen und Altern strömten ihm aus ihren Häusern entgegen, und flehten ihn heulend um Hülfe an. Er gieng, so wie er gekleidet war, in die Kirche, und verrichtete sein Gebet; sodann besuchte er die Oerter, wo sich die Pest zu äusern angefangen hatte, und fand schon einige hingeraft. In seinem Pallaste fand er die Häupter der Stadt, und einige königliche Ministers, die nun in der dringenden Noth den Groll, den

sie

sie bisher gegen ihn hegten, vergessen hatten, und ihn dringend baten, die Sorge für den Staat zu übernehmen, indem ihnen, wie sie ausdrücklich gestanden, durch ein göttliches Gericht aller Verstand geraubt sey; und Borromäus versprach, alles mögliche zu thun. Er brachte darauf die Nächte mit Thränen und Gebeten zu, fastete bis nahe zur Aushungerung und geiselte sich. In den Kirchen wurde drey Tage lang ununterbrochen gebetet, und er selbst hielt Predigten an das Volk, die ein Stachel für Hohe und Niedere waren.

Hierauf errichtet Borromäus sein Testament, worinn er seinen Hausgenossen nach eines jeden Bedürfniß und Werthe, Vermächtnisse machte, und alles, was er seinen Blutsverwandten nicht abtreten mußte, den Armen überließ. Am neunten September 1576. ward es feierlich besiegelt. — Und nun weihte er Leib und Leben dem Volke.

So bald das Uebel um sich grif, ließ er nicht nur einzelne Arme, sondern ganze Familien, deren Haus angesteckt ward, oder in starken Verdacht kam, in ein großes weites Gebäude außer der Stadt bringen, welches schon unter der Regierung des Hauses Sforzia errichtet worden war. Es war ins Gevierte gebaut, und hatte dreyhundert und fünf und sechzig Cellen; außen floß ein laufendes Wasser, innerhalb war ein Altar in dem großen Hofe aufgerichtet, den man aus jeder Celle sah. Allein zu derselben Zeit war es zu einer Wohnung gar nicht eingerichtet, und das Verderben kam so schnell und mächtig, daß man nicht Zeit hatte es zu meubli-

ren, daher, wer in dieses Gebäude kam, war gleichsam schon aus der Zahl der Lebendigen ausgeschlossen. Da war kein Bett, keine Aufwartung, kein Speisevorrath, keine Arzney, und wen die Pestilenz verschonte, den raste Hunger, Grauen und Verzweiflung weg. Eltern starben im Angesichte der Kinder, Kinder in der Umarmung der Eltern, und was den Jammer noch vermehrte, aus Mangel an Todtengräbern mußten sie selbst einander begraben. Da das dem Borromäus berichtet ward, gieng er eilends dahin, und weil er nicht ins Haus hinein durfte, wandelte er rings um das Gebäude, und zeigte den Unglücklichen, die durch die Fenster schauten, und von Hunger und Krankheit ausgemergelt waren, sein Angesicht. Sie klagten — er weinte und versprach Hülfe.

Sobald er heim kam, ließ er, was er Silber im Hause hatte, in die Münze tragen, um Geld daraus zu schlagen, und schickte auch Leinenzeug, Kleider und Speisen an den Ort hin, wo er herkommen war. Er fühlte den Mangel davon in seinem eignen Hause. Zugleich wurden Krankenwärter aus der Schweiz hergeschaft, und ein Priester, der den Sterbenden die letzte Hülfe mittheilen konnte. Damit aber war kaum dem Anfange des Uebels gesteuert; unzählige Familien in der Stadt bedurften seiner Hülfe, da die Krankheit die Armuth, und die Armuth die Krankheit vermehrte. Man mußte daher Boten auf allen Seiten ausschicken, um von reichen Familien Geld herbey zu schaffen.

Noch trauriger war die Furcht der Priester, wovon die einen aus der Stadt geflohen waren, andere aber eben so pflichtvergessen sich in ihren Häusern versteckten; daher sich viele auf ihrem Todbette beklagten, sie müßten mitten in einer großen Stadt sterben, als wären sie in Klüften und Hölen der Berge, oder in Wäldern. Borromäus wandte sich daher an die Klosterleute, wovon sich wirklich einige anheischig machten, ihm überall hinzufolgen, wohin er sie gehen hieße, wenn ihre Vorsteher es ihnen erlauben würden.

Da es indeß unter der Geistlichkeit ruchtbar ward, daß der Erzbischof täglich, mit einigen Priestern, eine Tour durch die Stadt zu machen, und sein Leben preiß zu geben, gesonnen sey, so oft es die Umstände erfordern würden; so machten sie ein Komplot wider ihn, daß sie es ihm alle abschlagen wolten, wenn er sie beriefe. Da Borromäus solches vernahm, lud er erst einzelne, dann alle Geistliche zu einer Unterredung ein, stellte ihnen die Thorheit ihrer Einbildung, wenn sie sich in den Häusern sicherer, als auf den Straßen glaubten — ihren Priesterberuf — und was er konnte, vor, und gewann dadurch einige, die vorher scheu waren, daß sie nun freywillig ihr Leben mit ihm wagten.

Damit er übrigens Niemand in Gefahr setzte, verbot er allen Hausgenossen, von der Zeit an, daß er angesteckte Körper berührte, auf das strengste, nicht nahe zu ihm zu treten, und nichts anzurühren, was in seine Hände kam. Wer zu ihm kam, dem

gab

gab er hinter einer spanischen Wand Audienz, und wenn er ausgieng, ließ er einen Stab vortragen, um jedermann zu warnen, ihm auszuweichen. In der Kirche sorgte er auch, daß ihm niemand zu nahe kam. Die Vorsorge war indeß überflüßig; denn er blieb während der ganzen Zeit immer und ununterbrochen gesund.

Bey überhandnehmender Pest fehlte es wieder an Geld, die ausserordentlich und täglich sich häufenden Ausgaben zu bestreiten, und man wußte nicht, woher man es nehmen wollte. Die königliche Regierung stritt mit dem Stadtrath, wer das Geld herschießen sollte, und keine Partey wollte in dem entsetzlichen Elende nachgeben. Dadurch ward die Sache der Armen täglich schlimmer und Borromäus litt Todesangst dabey, bis endlich doch, durch seinen Einfluß der Stadtrath das meiste nachgab.

Viel entsetzlicher war einige Tage darauf ein anderes Schauspiel. Als mehrere Bürger auf die Landgüter geflohen, andere gestorben, und noch andere in den Häusern verschlossen waren, war alles in Mayland wüst und stumm gewesen; auf einmal waren unvermuthet die Straßen voll Volks, und man wußte nicht, was das sagen wollte. Es waren meistens Tagelöhner, die beym Stillstand der Fabriken und Manufakturen, bey Unterbrechung des Gewerbes nnd alles wechselseitigen Verkehrs, und bey Verschließung der Buden, nichts mehr zu verdienen hatten. Zu diesen schlug sich noch

noch das abgedankte Hurengesinde, das man, bey steigender Theurung, in den Häusern der Reichen, nicht mehr erhalten konnte noch wollte. Diese sammleten sich alle auf dem Markte, liefen halbtodt durch die Gassen, und giengen zuletzt in vollem Zug vor den erzbischöflichen Pallast. Für den Hirten ein zermalmender Anblick! Er tröstete sie indeß, und schafte, daß einige als Wachen, andere aber in den Lazarethen gebraucht wurden, und den übrigen half er auch zu einem sichern nothdürftigen Unterhalte. Er verlegte unter andern mehr als dreyhundert Arme in ein Haus, das acht italiänische Meilen von Mayland entfernt war, und welches Franz der Erste, König in Frankreich nach Besiegung der schweizerischen Armee, zum Andenken des Siegs, erbauet hatte. Und wiewohl fromme Leute zur Anschaffung des Hausraths und der Lebensmittel viel beytrugen, so setzte er sich dennoch in große Schulden, um die Unterhaltung fortzusetzen.

Je näher es gegen den Winter gieng, je größer ward eine andere Noth, die das Elend der Pest noch vermehren half. Viele in der Stadt, und noch mehrere auf dem Lande waren halbnackt, und woher sollte man bey so großem Geldmangel, Kleider genung finden, so viel Tausende zu bekleiden? auch hier thät Borromäus wieder über alle Erwartung viel. Alle Bettzeuge, alle Fensterumhänge, alle Teppiche in seinem Pallast ließ er wegnehmen, ließ Schneider kommen und Kleider daraus machen,

chen, die er selbst persönlich austheilte. Die Pelzmäntel, die er in seiner Garderobe hatte, widmete er einigen siebzigjährigen Greisen; die purpurnen und violetnen Talare, und andere Kleidungsstücke, die er entbehren konnte, gab er auch weg. Es war ein sehr rührender Anblick, die elendesten Menschen in feinen, prächtigen Tüchern, in Kardinals- und Domherrenfarbe und Habit einhergehen zu sehen, und die äuserste Dürftigkeit, die sich sonst durch zerrißne Lumpen verräth, in Pracht und Glanz zu erblicken.

So wohnte Borromäus selbst halbnakt in einem nakten Pallaste. Dies beschämte die Reichen, besonders das weibliche Geschlecht. Man schickte ihm Ringe mit Steinen, Armspangen und Halsketten von Gold zu, um es zu wohlthätigen Absichten zu brauchen; man theilte freigebiger Leinenzeug, Speisen und Geld aus, nnd erröthete über seinen Geiz.

Aber die Pest ruhte demohnerachtet nicht. Im Oktober begrub man täglich ungefähr hundert Bürger, und im November noch starben täglich an die funfzig. Er ließ wieder feierliche Gebete in den Kirchen halten, und befahl eine allgemeine Proceßion, bey welcher er jedem besonders Asche auf das Haupt streute. Alle giengen baarfus, und flehten mit Jammern Gott und die Heiligen um Hülfe an. Sein heißestes Gebet war, daß Gott ihm allein auflegen möchte, was das Volk verdient hätte. Bey dieser Prozeßion vermißte man keines

nes Menschen Leben; da hingegen bey einer ehemalichen ähnlichen Prozeßion zu Rom, unter der Regierung Gregors, im Gedränge, achtzig Menschen starben. Merkwürdig ist auch, daß er dem klagenden Volke zu versprechen wagte, mit Weihnachten werde die Seuche ruhen, welches wirklich geschah. Mit Ende des Jahres äuserte sie sich an sehr wenigen Orten mehr, wiewohl sie im folgenden Jahre von Zeit zu Zeit wieder auszubrechen drohte.

Als alle Lazarethe angefüllet waren, disponirte er den Rath, auser den Mauern bretterne Hütten, gleich Zelten aufzuschlagen, und einen Graben mit Pallisaden um dieselben herum zu führen; auch Soldaten für die Ausgänge zu stellen, damit Niemand zum Nachtheil der Gesunden heraus kommen könnte. Zwischen, und unter diesen Brettern, starben Menschen, denen vorher keine Zimmer gefallen hätten, wenn sie nicht mit Gemählden behangen gewesen wären, und von Gold geschimmert hätten.

In der Stadt herrschte eine todte Stille. In jedem Quartier der Stadt waren Leute, die täglich Speisen herum trugen, die man aus jedem Hause an Stricken hinaufzog, oder unter der Hausthür abnahm. Auf öffentliche Unkosten lebten einigemale siebzigtausend Menschen, die bey aufgehobenem Handel und Wandel, weder ererbte Mittel, noch Verdienst hatten, und denen nicht einmal die lezte Auskunft des Zehrens übrig blieb.

Selbst der Erzbischof hatte zuweilen fremder Milde nöthig, um seine Haushaltungskosten zu

bestreiten. Einmal als er bey angehender Nacht müde und matt von Hunger und Arbeit, mit seiner gewohnten Begleitung nach Hause kam, war kein Bißen Brod und kein Pfennig Geld zu finden; eins sah das andre an, und staunte; unterdeß brachte jemand unerwartet tausend Dukaten ins Haus. Auch ists gewiß, daß er seine bey diesem Anlasse gemachte Schulden, nach mehrern Jahren, kaum wieder abzahlen konnte.

Alle Tage entstand ein neues Elend, das wieder seine besondere Erleichterung bedurfte. Darunter war keines der geringsten der große Hause Kinder, von denen Borromäus viele in den Häusern verlassen, oder an den leeren Brüsten entseelter Mütter antraf. Diese alle versorgte er an einem abgesonderten Orte, und vertraute sie gedungenen Säugammen, und da man nicht genung solcher Weiber fand; so wurden die übrigen an die Zizen von säugenden Ziegen gelegt, und also genähret, bis sie sich an andre Speisen gewöhnten.

Durch seine dringenden Bitten wurden auch viele beweget, sich in den Krankenhäusern der Stadt, zu den mancherley niedrigen Diensten, zu deren Verrichtung sich nicht genug Leute fanden, aus religiösen Bewegungsgründen, brauchen zu lassen. Sie meldeten sich in diesen Häusern an, und erboten sich unentgeltlich zum Kochen, zur Wegschaffung des Unraths, zur Speisung der Kranken in den Betten, zur Unterhaltung der Reinlichkeit; eine große Hülfe für Gesunde und Kranke, da sie

es

es mit so viel mehr Eifer und Unverdrossenheit thaten, weil Religion, und nicht Eigennutz sie belebte.

Mitten unter diesen tausendfachen Sorgen und Arbeiten ereignete sich eines Tages ein erstaunenswürdiger Vorfall. Einer von Borromäus Hausgenossen, der, zufälliger Weise, zum Fenster hinaus in das gegenüber stehende Haus, schaute, sahe in einem Bette, zwey todte Knaben eines Vaters liegen, und zwischen diesen zwo Leichen, eine zehnjährige Tochter noch lebend, mit kläglicher Stimme vergebens um Hülfe flehn. An einer andern Ecke des Zimmers saß die Mutter unbeweglich, ohne Erbarmen, und ließ ihr noch lebendes Kind hülflos liegen, aus Furcht, von demselben angesteckt zu werden. Man rief den Erzbischof herbey; er sah die entsetzliche Gruppe auch, schickte eilends eine weibliche Person hin, die das elende Mädchen aus dem grauenvollen Bette erlöste, und so viel möglich verpflegte. Die Kranheit nahm indeß von Stund zu Stund zu, halbtodt ließ sie noch den Erzbischof vor das Fenster rufen, daß sie den Segen von ihm empfienge. Borromäus kam, segnete sie, und sie erholete sich wieder in wenigen Tagen.

Um der aus der Geschäftlosigkeit entstandenen Langenweile, dieser Veranlassung so vieler Laster vorzubeugen, dachte Borromäus auch neue Beschäftigungen für die gesunden Bürger aus, die in ihren Häusern verschlossen bleiben mußten, und keine Arbeit zu verrichten hatten. Er ließ an allen Kreuzstraßen, und auf allen offenen Plätzen,

Altäre aufrichten, und täglich bey denselben den Gottesdienst verrichten, damit jeder aus seinem Hause zusehen, und sich dabey erbauen könnte. Bey Tag und bey Nacht kamen, zu gesetzten Stunden, Leute in die Gassen, und luden die Leute in den Häusern ein, mit ihnen wechselseitig vor den Fenstern zu beten. Die heiligen Sakramente wurden zu derselben Zeit, öfter auf den Gassen, als in den Kirchen gefeyert. Die Priester trugen einen dreybeinigten Stuhl mit sich, und ließen sich unten im Hause beichten. Sonntags waren Priester mit dem gehörigen Apparat da, um den Leuten bey der Thürschwelle die geheiligte Hostie mitzutheilen.

Bey allem, was in der Stadt und außer derselben geschah, war Borromäus selbst gegenwärtig. Nicht unbequemes Wetter, nicht Schlaf, nicht Müdigkeit, nicht Hunger hielten ihn ab, von Haus zu Haus zu gehen, um nachzusehen, ob etwas fehle. Ueber die Hälfte der Nacht brachte er oft mit Visitationen zu, und alle merkwürdigen providentialischen Umstände, die er hörte oder bemerkte, oder erfuhr, schrieb er auf. Zuweilen stieg er auf Leitern zu den obersten Stockwerken der Häuser hinauf, wo er anders nicht zukommen konnte. Auch die geheime Armuth entdeckte er und erquickte sie, auf die edelste Weise. Neben dem Gelde, das er selbst austheilte, schickte er zwey seiner Hausgenossen zu Pferde in der Stadt herum, mit verschiedenen Eßwaaren, besonders für diejenigen, die aus Kränklichkeit, oder weichlicher Lebensart, gemeinere Speisen nicht vertragen konnten.

Als die Seuche in der Stadt nur einigermaßen nachgelassen hatte, entschloß sich Borromäus, auf das Land hinaus zu gehen, um auch die Bauern in ihrem Elende selbst zu besuchen. Durch andere bewährte Männer hatte er den unglücklichen Leuten schon viele Hülfe zukommen lassen; allein er hatte keine Ruhe, bis er auch persönlich ihre Umstände untersuchen und erleichtern konnte. Es ist nicht zu beschreiben, welche Freude seine Gegenwart überall verbreitete. Wo er hinkam, ward er wie eine vom Himmel gekommene Gottheit empfangen; so, daß sein bloßer Anblick alles Gefühl von Leiden zu erfreuen schien. Bald war er in der Kirche, bald besuchte er Kranke, bald saß er bey Sterbenden; alle redete er huldreich an, alle ermahnte er, alle forderte er zur Buße und Gottseligkeit auf.

Bey einer von diesen Exkursionen ward das falsche Gericht nach Mayland gebracht, er sey gestorben. Die ganze Stadt wurde dadurch mit Wehklagen erfüllt, und wirklich hielten ihm einige umliegende Bischöfe schon die Exequien. In der Hauptstadt glaubte man, nun sey das Ende der Stadt nahe. Das gemeine Volk heulte laut gen Himmel — die Kräfte des Staats waren erschöpft — die Pestilenz herrschte noch — die meisten Reichen waren aus der Stadt geflohen — und jetzt nun noch der Verlust des Hirten, der sein Leben für seine Schafe preiß gab, und noch allein durch sein Gebet das Strafgericht hätte abwenden können! — — Unter diesen Klagen kam Borromäus

māus zurück, und verwandelte die Verzweiflung wieder in Freude. Alles lief zu den Fenstern, und starrte ihn an, als wenn sie einen von den Todten Auferstandenen sähen.

Mit dem Anfange des folgenden 1577sten Jahres, als die Seuche endlich nachließ, nahm er sich vor, die Häuser, auf eine feierliche Weise, unter Besprengung mit Weihwasser und unter Gebet, wieder zu reinigen. Dies ward anfangs mit Vergnügen aufgenommen; man rief ihm, da er im erzbischöflichen Ornat im Dom erschien, und von da in sein eignes und die nächsten Chorherrenhäuser zog, um die Reinigung anzufangen, laut: Vater des Vaterlandes — Befreyer der Stadt — entgegen; allein feindselige Leute machten dies Unternehmen bald darauf verdächtig, zumal, da er zugleich den Befehl gab, es sollte jeder alle unzüchtige Gemählde, alle verführerische und irreligiöse Bücher und was immer unheiliges in seinem Hause seyn möchte, wegschaffen. Man stellte es als einen Eingrif in das Eigenthumsrecht der Besitzer vor, und verhezte die Gemüther so sehr gegen ihn, daß er es, aus Friedensliebe, einige Tage darauf unterlassen mußte.

Die wieder aufglimmende Pest sezte indessen die Stadt wieder in neues Schrecken. Einige geizige Aufwärter, die gedungen waren, die Leinlachen und anderes Geräthe der Art zu waschen, hatten viel von diesem Leinenzeug heimlich weggestohlen, und entweder ungewaschen, zu eignem Gebrauch

angewendet, oder in solchem Zustande andern verkauft. Dadurch ward die Seuche wieder von neuem erweckt, und vergebens, daß die Obrigkeit das Verbrechen mit Todesstrafe zu belegen drohte; die Gewinnsucht hatte so viele verblendet, daß sie weder die Drohungen der Richter, noch ihren eigenen und ihrer Familie Untergang fürchteten. Der Erzbischof belegte darauf die Schuldigen mit dem Kirchenbann, und dies machte am meisten Eindruck.

Endlich, da die Luft wieder ganz rein war, ward ein allgemeiner Danktag angesetzt, an welchem Borromäus in den Kirchen predigte, und alles aufbot, um seinem Volke diesen Tag unvergeßlich zu machen. Uebrigens hielt jedermann dafür, die Pest hätte, bey ihrer Bösartigkeit, und bey dem dazugekommenen Mangel, noch weit fürchterlicher gewütet, wenn die Weisheit und Großmuth des Borromäus nicht so viel Gegenanstalten gemacht hätte, um ihr so viel möglich Einhalt zu thun. Bey angestellter Vergleichung, zwischen der Anzahl der Verstorbenen, bey einer vorigen Pest zu Mayland, und zwischen der damaligen, fand es sich: daß dazumal funfzig tausend Menschen, jetzt aber nur zwanzig tausend gestorben waren; ja, was noch merkwürdiger ist, die Anzahl der gebohrnen Kinder dieses Jahres überstieg noch die Anzahl der Gestorbenen während der Pest um funftausend.

* 77. *

Als der selige Johann Mischke, im Jahr 1715, sein Pfarramt zu Glauche in Schlesien angetreten hatte, war er vorzüglich besorgt, sich der armen und elenden Witwen und Waisen aufs thätigste anzunehmen, und ihnen, mit aller nur möglichen Hülfe, ihre Noth zu erleichtern. Er verwandte daher, theils die wenigen Einkünfte seiner kleinen Parochie darauf, theils auch das Vermögen, das ihm seine fromme Frau, eine gebohrne von Rottwitz zugebracht hatte. Sein rühmliches Exempel und dringende Vorstellungen an Menschenfreunde machten einen so glücklichen Eindruck auf seine Gemeine, und andere auswärtige Personen, daß sich ihrer in kurzer Zeit viele fanden, die seine Absicht unterstützten, und gewisse zu Allmosen bestimmte Gelder, seinen Händen, zu weiterer Vertheilung, anvertrauten. Nach und nach entstand bey ihm der große Gedanke, ein Witwen- und Waisenhaus zu errichten. Es zeigten sich freylich anfangs sehr große Schwierigkeiten; aber Mischke überwand, durch ein ganz besonderes Vertrauen auf die Hülfe Gottes, alle Einwendungen, die ihm nur seine Vernunft machen konnte, und bahnte sich nach und nach einen Weg, seinen Gedanken zur Reife zu bringen.

Ehe er seinen Entschluß jemanden entdeckte, suchte er bey dem Lehnsherrn, dem Herrn von Kessel an, daß ihm noch ein Pastor an die Seite gesetzt würde, um sein Amt desto ungehinderter fort-

setzen

setzen zu können; weil er täglich, besonders zur Winterszeit, eine Erbauungsstunde in seiner Pfarrwohnung, und zwar nicht ohne Segen hielt. Dies wurde ihm bewilligt; obgleich das Einkommen der Parochie kaum hinreichte, eine einzige Familie zu ernähren. Beyde Pastores lebten, nebst ihren Familien, in einer kleinen Amtswohnung, mit sehr wenigen Einkünften, vergnügt bey einander, und arbeiteten mit vereinigten Kräften. Mit Bewilligung seiner Grund- und Lehnsherrschaft wurde, im Jahr 1720, zuerst das Witwen- und Waisenhaus erbaut, und im folgenden Jahre völlig eingerichtet. In dieses Haus wurden gleich Anfangs zwölf arme Witwen, und vier und zwanzig arme, mehrentheils verwaisete Knaben aufgenommen, und mit Essen und Trinken, wie auch mit Kleidung, Wäsche und Betten versorgt. Auch wurden zween Präceptores für sie angenommen. Zu diesen Anstalten erbot sich Mischke vor dem damals regierenden herzoglichen Hofe zu Oels und Bernstadt, worunter Glauche gehörte, die herzogliche Erlaubniß, die er unweigerlich bekam. Der Ruf davon verbreitete sich so sehr, daß ihm, aus der Nähe und Ferne, Allmosen zugeschickt wurden, so, daß nach und nach über siebzig Kinder konnten aufgenommen werden. Und weil der Unterricht, den man da ertheilte, sehr gerühmt wurde; so vertrauten ihm auch bemittelte Personen ihre Söhne um eine gewisse Pension an, so daß vom Jahre 1726. bis 1727. siebzehn adeliche und bürgerliche Scholaren, außer den Waisenkindern, darinnen befind-

lich waren, die auch in an andern Wissenschaften dermaßen gut unterrichtet wurden, daß einer aus ihnen unmittelbar von Glauche aus, auf die Universität zu gehen fähig war. Es wurde im Jahr 1724. ein neues Schulgebäude angelegt, und das Jahr darauf kam noch ein besonderes Speisehaus für Schüler und Fremde zu Stande; die Anzahl der Präceptoren aber ward bis auf sechse vermehret.

Diese guten Anstalten mißfielen aber nicht nur den Römischkatholischen, weil sie den glücklichen Fortgang dieser Schule als eine Sache ansahen, die den Wachsthum ihrer Religion verringerte; sondern auch viele Protestanten sahen sie mit neidischen Augen an, und befürchteten, es möchte den städtischen Schulen und Gymnasien Abbruch dadurch geschehen. Die Sache gelangte nach Wien, an Kayser Karl den Sechsten, welcher durch ein kayserliches Rescript dem königlichen Oberamte in Breßlau befahl, eine Kommißion in der Stille nach Glauche zu beordnen. Die Commißion kam unvermuthet, erkundigte sich genau nach allem, und befand die Anstalt ganz anders, als sie vermuthet hatte; denn man hatte unter andern ausgestreuet, es würden auch Kinder katholischer Eltern aufgenommen, um lutherisch erzogen zu werden, welches ganz falsch war. Die Grundherrschaft zu Glauche, und der Pastor Mischke wandten sich mit Bittschreiben an den kayserlichen Hof, um von da eine allergnädigste Conceßion zur Beybehaltung

tung ihrer Armenanstalten, zu erhalten. Allein dafür bekamen sie, im Jahr 1727. ein hartes kayserliches Rescript, laut dessen das Waisenhaus zu Glauche aufgehoben werden sollte. Die vornehmste Ursache war diese, weil solche Sachen getrieben würden, die nur auf hohe Schulen und Akademien gehörten, welche zu erlauben und zu konfirmiren nur allein dem Kayser zuständig wäre. Es wurde daher dem Herrn von Kessel, als Grundherrn des Ortes, eine Strafe von ein tausend Dukaten diktirt, weil er die Erbauung der Häuser auf seinem Grund und Boden zugelassen, und sogar die Plätze dazu, nebst dem Garten geschenkt hatte. Die beyden Geistlichen sollten ihres Amtes entsetzet seyn, und weil sie Ausländer wären, nebst den Präceptoren, binnen acht Tagen die kayserlichen Lande verlassen, und niemals wieder dahin kommen — — Der rechtschafne Mischke beobachtete bey diesen Umständen ein so wahrhaftig christliches Betragen, daß man noch jetzt dadurch mit Hochachtung gegen den würdigen Mann erfüllet wird. Seine Abschiedsreden waren voll Vertrauen auf Gott — voll Menschenliebe und christlicher Sanftmuth. — Nachdem er seiner Gemeine, allen seinen Armen, und übrigen Anwesenden den Segen ertheilt hatte, so beschloß er alles mit den Worten unsers Heylandes Joh. 14, 31. Aber auf daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und ich also thue, wie mir der Vater geboten hat; stehet auf, und lasset uns von hinnen gehen. — —

Er, sein bisheriger Kollege, und die Präceptores wandten sich nach Sorau in der Niederlausitz, wo sie sämtlich als Exulanten, von dem ruhmwürdigen Grafen von Prommitz, mit vieler Liebe und Bereitwilligkeit aufgenommen, auch nachher alle gut versorgt wurden. Der Pastor Mischke, ward nach Halle ins Waisenhaus, als Inspektor der deutschen Schulen, berufen, wo er im Jahre 1733. verstarb. Dem Herrn von Kessel wurde, auf unterthänigstes Ansuchen, die diktirte Strafe von tausend Dukaten erlassen.

* 78. *

Im Jahr 1780. erschien eine katholische Predigt, unter der Aufschrift: **Kein Protestant kann selig werden**; an dem hohen Frohnleichnamsfeste vor einer zahlreichen katholischen, auch unkatholischen hochansehnlichen Versammlung, erwiesen zu Mühlheim am Rheine, im Jahre 1780. von P. Simplicianus Haan, aus dem Eremitenorden des heil. Augustinus, gewöhnlichen Sonntagsprediger; zu haben bey Franz Anton Ohlig, bey der Augustinerkirche, im goldenen Engel. —— Ohnerachtet diese Predigt eine wahre Schmähschrift auf die ganze protestantische Kirche ist; so hatte sie doch die Censur paßirt, und folgendes war der öffentliche Freyheitsbrief, den man ihr ertheilt hatte. „Diese Predigt des P. Simpliciani Haan, Augustiners und Predigers, ist der katholischen, rechtglaubigen Lehre gemäß,

mäß, und wird daher sie zu drucken erlaubt. Joannes Gottfr. Kaufmanns S. T. D. Sigillifer major et librorum censor ordinarius, Can. S. Gereon. et S. Mariä, mppria, Coloniä d. 16. Maji 1780.

Ohnfehlbar muß es einer protestantischen Gemeine sehr wehe thun, wenn ein schmähsüchtiger unwissender Pfaffe die Erlaubniß hat, alle Jahre, — denn so geschah es bisher leider in Mühlheim — öffentlich, mitten in ihrer Stadt, auf dem Markte, oder in ihrer Kirche aufzutreten, und die ganze protestantische Kirche zu lästern — den Prediger und Seelsorger des Orts lächerlich aufzuziehen, ihn sogar beym Namen zu nennen, und pasquillantisch zu behandeln; der christlichen Gemeine des Orts so gar Irrthümer aufzubürden, die sie verabscheut, und allen Protestanten die Seligkeit abzusprechen. — Und wie traurig, dies zu einer Zeit wahrzunehmen, da in so verschiedenen Gegenden Deutschlandes, in München, Wien, Maynz, Ingolstadt u. a. m. einsichtsvolle Gottesgelehrte das Gebot der Bruderliebe, daran man Christen erkennt, nachdrücklich predigen und ihren Zuhörern einschärfen, dies Gebot auch gegen Protestanten zu beobachten, und zu einer Zeit, da man eben auf dem Wege ist, mehr gegenseitiges Zutrauen zwischen beyden Kirchen zu stiften, und durch dies Mittel, mehr Friede und Glückseligkeit in Deutschland auszubreiten. — Um so viel angenehmer muß es denn jedem Menschenfreunde seyn, zu wissen,

sen, daß die höchste Regierung zu Düsseldorf ihr Misfallen an jener schmähsüchtigen Predigt öffentlich bezeugt, indem sie, zur Abstellung der Aergernisse, und zur Unterdrückung der in Mühlheim zu besorgenden Unruhen, dieselbe konfisciren lassen. Auch hat der päbstliche Nuntius zu Cölln — welches seinen Einsichten und seinem Herzen gleich große Ehre macht — dem unvorsichtigen Kontroversprediger Haan das Verbot ertheilt, den Predigtstuhl nicht mehr zu betreten; so wie zu gleicher Zeit die Verordnung ergangen ist, daß überhaupt in Mühlheim künftig keine Kontroverspredigt mehr am Frohnleichnamstage gehalten werden soll.

* 79. *

Als der jetzige Pabst, Pius der Sechste, vor einigen Jahren, einst in der Peterskirche betete, bemerkte er einen Jüngling, der ein Altarstück abmahlte. Der Jüngling wurde vom Pabst überrascht, fiel in Ohnmacht, erhielt aber, nach seiner Erholung die gnädige Anrede: Fürchte dich nicht, mein Sohn, sprach Pius der Sechste, ich freue mich, daß du Lust hast, etwas zu lernen; weil du fertig zeichnest, will ich dich unter meine Eleven aufnehmen, und dich weiter unterrichten lassen— Aeusserst betroffen, antwortete der Jüngling: ich bin ein Protestant.— Nun so schickst du dich freylich nicht unter meine Eleven, versetzte der Pabst; allein ich will doch für deinen Unterricht sorgen, denn auch unter den Protestanten giebts gro-

ße Mahler. — Und sogleich sorgte der Pabst für ihn, und empfahl ihn den größten Meistern in Rom zu weiterm Unterrichte.

* 80. *

Circularschreiben des Herrn von Hay, Bischofs zu Königgräz, an die Geistlichkeit seiner Diöces, über die Toleranz.

Wir Johann Leopold von Hay von Gottes und des apostolischen Stuhls Gnaden, Bischof von Königsgräz, den gesamten, sowohl Welt- als Ordengeistlichen unsers Kirchensprengels, unsern Gruß und Seegen.

Es wird euch, wertheste Mitgehülfen unsers Hirtenamts, eine Verordnung unsers allergnädigsten Monarchen bekannt gemacht, wodurch Se. Majestät, aus einem Antrieb jener Vaterliebe, welche Allerhöchst dieselben gegen alle ihre Unterthanen in gleichem Grade hegen, alle bisher in Religionssachen ergangene Strafgesetze, so zu sagen, auf einmal vernichten; den Protestanten, das ist, allen denjenigen, die dem augsburgischen oder helvetischen Glaubensbekenntnisse zugethan sind, vollkommene Gewissensfreiheit, denselben den Privatgottesdienst gestatten, und dadurch die vielen bisher zerstreuten Bürger ihrer Staaten gleichsam in eine Familie versammlen.

Sei-

Seine Majestät wollen alle, welche die Religionsverschiedenheit, und der Zwang der vorigen Gesetze in Partheien getrennt hat, durch das unzertrennliche Band der christlichen Liebe auf immer vereinigen; dem Vaterlande in seinem Schooße unzählige gute Bürger, fleissige Landwirthe, geschickte Künstler, und folgsame, den Gesetzen willig gehorchende Unterthanen erzielen und erhalten, und hierdurch die Sicherheit der einzelnen Bürger, sowohl, als auch die Wohlfahrt des ganzen Staats, immer mehr und mehr befestigen.

Ihr wisset selbst, wie unbegränzt der Gehorsam seyn müsse, welchen wir den Regenten und Mächten, unter denen wir, durch Gottes Anordnung stehen, schuldig sind. Wir halten demnach für überflüssig, euch in der Vollziehung dieser allerhöchsten Willensmeinungen, in dem, was euch hierinfalls obliegt, Genauigkeit und strenge Pünktlichkeit zu empfehlen.

Unter so vielen und so würdigen Priestern aber, welche der Herr zu Mitarbeitern in unserm Weinberge bestellet hat, die folgsam gegen die väterlichen Gesetze, voll Klugheit, Mäßigung, Bruderliebe und Sanftmuth, den Geist der Apostel, das ist, die ächte Lehre, ganz inne haben, und darum die Freude unsers Herzens sind, dürften auch einige andere seyn, welche von einem unbescheidenen und unklugen Bekehrungseifer hingerissen, Gott ein gefälliges Werk zu thun glauben,

wenn

wenn sie ihren, sich zu andern Religionen bekennenden Mitbürgern bittere Kontroverspredigten, oder andere dem Gesetze des Christenthums ganz zuwider laufende Plackereien, ihre Meinungen aufdringen, und anstatt das Wohl der Religion und des Staats zu befördern, die Bande der Liebe und der Geselligkeit zerreißen. Wir haben euch daher unsern Rath, nach reifer Ueberlegung desselben, nicht vorenthalten wollen; damit ihr euch desselben, in diesem äuserst wichtigen Geschäfte unserm sehnlichsten Wunsche gemäß bedienet, und dem euch anvertraueten Volke mit eurem Beyspiele vorgehet. Urtheilet selbst, ob die Grundsätze, die wir euch einschärfen, nicht mit unserer heiligen Religion, der Menschlichkeit, und der gesunden Vernunft auf das genaueste übereinstimmen.

Wem von euch ist es unbekannt, daß die Grundlage unsers evangelischen Gesetzes die Liebe und Nachsicht ist, wovon uns unser göttlicher Gesezgeber unzähliche Beispiele gab? — Er, der seine ganze Lebenszeit, da er unter den Menschen wandelte, einer ununterbrochenen Reihe von Wohlthaten weihte; des verlohrnen Sohnes, der öffentlichen Sünderin, des im Ehebruch ergriffenen Weibes, der Juden und Griechen, mit der Erbarmung eines Vaters, schonete, und dessen jeglicher Schritt, jegliches Wort, jegliche Handlung und ganzes Leben, ein heiliges Denkmal der Liebe, Geduld, Sanftmuth und Nachsicht war. Wem von euch sind die Aussprüche des Apostels unbekannt, welcher uns überall einprägt, daß wir

wir einander in aller Liebe vertragen, mit den Ehrenbezeugungen einander zuvorkommen, *) und mit allen Menschen in Friede leben sollen. **) Ermahnet er uns nicht, die Schwachen im Glauben aufzunehmen, und sie nicht in zänkischen Gedanken, †) sondern mit dem Geiste der Gelindigkeit zu unterrichten, daß wir einer des andern Bürde tragen sollen, wenn wir das Gesetz Christi erfüllen wollen. ††) Durchgehet die heilige Schrift, die Aussprüche der alten Väter; sie zeugen von nichts, als vom Gesetz der Liebe, der Wohlthätigkeit und Duldung.

Auch wisset ihr alle wohl, daß den Regenten und Königen über die Geheimnisse des Gewissens, nicht die geringste Gewalt zustehe; sondern daß sich solche der Prüfer der Herzen, Gott, in dem wir leben weben und sind, ganz allein vorbehalten habe.

Wir werden daher der Vorschrift unsrer heiligen Religion, dem Gesetze der Natur und der Vernunft folgen, wenn auch wir diese Gewissensfreyheit durch keine andere Waffen, als durch das Gebet, das wir in aller Geduld und Lehre zu Gott beten, auf die Wege der Wahrheit und Tugend hinlenken, und nach dem Beispiele des Allmächtigen alles dulden, was Gott selbst duldet, — er duldet aber in seiner Langmuth die Sünder, und die sich von seinem Gesetze verirren, und in Ansehung ihres Gottesdienstes und ihrer Meinungen, anders als wir denken; — wenn wir endlich, damit

*) Ephes. 4 **) Röm. 12.

†) Röm. 13. ††) Galat. 6.

damit wir mit wenigen Worten vieles zusammenfassen, mit allen Mitbewohnern unsers Schafstalles, ohne Rücksicht der Religion, zu der sie sich bekennen, mit unverstellter Liebe und gutem Willen, verträglich und aufrichtig in Frieden leben, niemanden etwas zu leide thun, und alle mit gleicher Bruderliebe umfassen, diese Liebe allen predigen, und hierdurch einem jeden Gehorsam gegen den Monarchen einflößen, und zum Ruhestande, zur Ordnung und Wohlfahrt der Kirche und des Staats das unsrige, nach unserm Vermögen, beizutragen redlich bemüht sind.

Durch diese Verfahrungsart allein werden wir es dahin bringen, daß wir die Pflichten eines rechtschafnen Hirten und guten Bürgers, welche stets unzertrennlich mit einander verbunden sind, in ihrem ganzen Umfange erfüllen.

Aus diesen vorausgeschikten Grundsäzen leiten wir nun folgende Punkte ab, die wir von euch heilig beobachtet und befolgt wissen wollen.

Erstens sollet ihr euch auf euren Kanzeln von allen Kontroverspredigten, welche den Katholiken und Protestanten, mit Recht misfallen, gänzlich enthalten; jenen muß jeder wider sie gefaßte Verdacht schwer fallen, diese der bittere Ton der Streitreden nothwendig aufbringen. Erkläret an ihrer statt die Evangelien der Sonn- und Feiertage auf eine Art, wodurch beides, das Seelenheil und das bürgerliche Wohl gewinnen. Unerschöpflich ist die Quelle, woraus ihr den reinen

Trank der Sittenlehre schöpfen sollet; jener Lehre nämlich, welche wahre Christen, den Gesetzen willig gehorchende Unterthanen, folgsame Bürger, sorgfältige Hausväter bildet, den Kindern Achtung gegen ihre Aeltern einflößet, und endlich die ganze Gemeine heilig, friedfertig, arbeitsam, Gott, dem Regenten und dem Vaterlande getreu, glücklich und selig macht.

In eurem katechetischen Unterrichte werdet ihr dem Volke die Glaubenswahrheiten unsrer heiligen Religion, aus den Quellen der Offenbarung und der Erblehre der alten, gesunddenkenden, heiligen Väter, beweisen; die verehrungswürdigen von der Kirche eingeführten Gewohnheiten, die frommen, von Aberglauben und überflüßigen Menschenzusätzen gereinigten Gebräuche, erläutern; doch so, daß ihr hierbei allen Steinen des Anstoßes sorgfältig ausweicht. In den Verhandlungen des heiligen Kirchenraths von Trient, welcher zur Beilegung der Religionsstreitigkeiten versammlet wurde, kommen nicht einmal die Namen Luthers oder Kalvins, oder anderer, die an der Spitze unkatholischer Parteien standen, vor. Ihr werdet euch an das Beispiel der Kirche halten, wenn auch ihr davon keine Erwähnung macht; sondern eure Schaafe von der Wahrheit bloß durch Beweisgründe, denen man es ansiehet, daß sie aus dem Munde eines Freundes kommen, überzeuget, und sie mit aller Gelindigkeit in dem Glauben unsrer Väter zu erhalten, und zu bestätigen beflissen seid. Man muß niemanden Verweise geben, noch

noch Hohn sprechen, — wir reden euch mit den Worten des h. Chrysostomus an — sondern ermahnen; niemanden mit einem feindseligen Uebermuth verfolgen, sondern mit Liebe zurecht weisen; nicht wie ein Feind, auch nicht wie ein Widersacher, auf Bestrafung dringen, sondern wie ein Arzt Heilmittel bereiten.

Zweytens. Ungeachtet Euch schon eine, unter dem vierten des Weinmonats bekannt gemachte, allerhöchste Hofentschliessung, alle Bücherdurchsuchung, die nach den alten Verordnungen statt hatte, untersaget; so glauben wir dennoch, dieses allerhöchste Gesetz euch nochmals einprägen zu müssen, weil es mit den festgesetzten Duldungsgrundsätzen so enge verbunden ist. Wisset daher, daß sich niemand, den häuslichen Frieden der Familien zu stöhren, die Heimlichkeiten der Häuser zu durchsuchen, oder jemanden, unter was immer für einem Vorwande, ein Buch wegzunehmen, unterfangen dürfe. Denjenigen, welchem die Freiheit des Gewissens und des Gottesdienstes gelassen wird, muß auch nothwendig alles was zu seinem Seelentroste, und zu dem Gottesdienste, zu dem er sich bekennet, gehört, unversehrt gelassen werden.

Die, welche Euch, mit einem kindlichen Zutrauen, Bücher, deren Inhalt unsrer Religion zuwider läuft, von selbst übergeben, müsset ihr mit andern, welche die reine Lehre enthalten, und die wir Euch, ohne Euch in Unkosten zu setzen, gerne mittheilen werden, versehen.

Solltet Ihr aber bemerken, daß man in euren Gemeinen von der Hofbüchercensur verbotene Bücher, welche nämlich Ruchlosigkeit gegen Gott, die christliche Religion, die Regenten, vaterländische Gesetzgebung und gute Sitten, predigen, und euren Schaafen und der guten Ordnung Gefahr drohen; so müsstet ihr die Verbreitung dieser Bücher, samt dem Verbreiter, den man nicht anders, als wie einen Verführer betrachten kan, der weltlichen Obrigkeit, die hierüber zu erkennen hat, anzeigen. Es scheinet

Drittens, dem Umständen gemäß zu seyn, daß sich mehrere Familien von unsern Protestanten, nachdem diese ihre Duldung einmal gesetzlich kund gemacht ist, ehe sie noch ihre eignen Bethäuser haben, versammeln werden, um in diesen ihren Zusammenkünften dem Gesange, Gebete und andern Gottesdienstlichen Leseübungen obzuliegen. Haben nun diese Zusammenkünfte sonst weiter keinen Zweck; so dürft ihr sie, in den ihnen zugestandenen Andachten, durchaus nicht unterbrechen.

Solltet ihr aber in Erfahrung bringen, daß in dergleichen Versammlungen ganz andere Dinge vorgehen, welche dem Frieden, der Eintracht und guten Ordnung zuwiderlaufen; so werdet ihr es, wenn ihr dessen gewiß seid, dem weltlichen Richter bei Zeiten anzeigen. Eben dasselbe werdet ihr auch in Ansehung der Katholiken beobachten, wenn ihr unter ihnen verdächtige Zusammenkünfte bemerket. Die Wachsamkeit eines Hirten muß ohne Ansehung der Personen dahin gerichtet seyn,

daß er als ein Muster eines guten Bürgers, zur Erhaltung des Ruhestandes seiner Gemeine alles, was in seinem Vermögen stehet, beitrage.

Viertens. Derjenige, dem der Regent die Freiheit zusteht, seine unkatholische Religion, der er im Herzen zugethan ist, auch öffentlich zu bekennen, und das höchste Wesen nach seiner Art anzubeten; der hat auch die Freiheit, in seiner Religion ungekränkt zu sterben. Der Pfarrer oder Kaplan würde demnach die Verordnung unsers Monarchen übertreten, wenn er einen in seiner Pfarre wohnenden Protestanten, der auf seinem Sterbebette läge, unberufen besuchte, in der Absicht, den Sterbenden in den Schooß der Kirche zurückzuführen, und ihn zu seinem Glauben zu bekehren.

Es ist auch auf keine Weise, zu keiner Zeit und unter keinem Vorwande erlaubt, dieses Volk, das sich zu einer von der unsrigen verschiedenen Religion bekennet, anzufeinden. Ein solcher Eifer würde nicht mehr ein Eifer Gottes seyn; sondern in einen dem Lebenden, und dem Sterbenden gleich verhaßten Verfolgungsgeist ausarten. In diesen und andern dergleichen Vorfällen bleibt uns nichts mehr übrig, als mit ununterbrochnem Gebete, die Seele des Sterbenden, der Barmherzigkeit ihres Schöpfers zu empfehlen.

Fünftens. Weil es durchaus nicht erlaubt ist, dem Gewissen auf irgend eine Art Fallstricke zu legen; so könnet ihr leicht schließen, daß, wenn

ihr euren erklärten Protestanten Sakramente ausspendet, oder andere geistliche Werke für sie verrichtet, als da sind, die Taufe ihrer Kinder, die Trauung, die Hervorsegnung nach den Wochen — wenn sie solche verlangen sollten — die Leichenbegängniße — — ihr bei allen diesen Verrichtungen blos das Wesentliche, was zur Gültigkeit des Sakraments nothwendig ist, beibehalten; von allen Formalen aber, welche bloß katholisch, und ihren Glaubenssätzen gerade zu entgegen sind, euch völlig enthalten müsset. Also würde es nicht recht seyn, bei der Taufhandlung die Taufzeugen, welche statt der Kinder antworten, zu fragen: glaubst du an die römische katholische Kirche? die bei unsern Begräbnissen gewöhnliche Gebete, auch bei den ihrigen, zu beten, da sie an kein Fegefeuer glauben; ihre Leichname, oder auch die Lebenden, mit dem Weihwasser zu besprengen, dessen Gebrauch sie verwerfen; an den gewöhnlichen Tagen ihre Wohnungen, wie es bei uns der Brauch ist, einzusegnen, das Kruzifix darzureichen, um es zu küssen, und dergleichen. Dieses wollen wir vorläufig zu eurer Nachachtung erinnert haben, bis ihr das von uns besonders hierzu verfaßte Rituale erhaltet.

Sechstens. Wir wissen zwar, daß eine Verordnung des Kirchenrechts diejenigen, welche ausser der Kirche sterben, in einem und eben demselben Gottesacker, mit den übrigen Gläubigen zu begraben, verbietet. Allein da diese Verordnungen bloß die Kirchenpolizei betreffen, so wird niemand in Abrede stellen, daß sie, nach Maaßgabe der

Zeitumstände und anderer Vorfälle, der Veränderung unterworfen sind.

Der Friede und öffentliche Ruhe, welche unter den Kirchenpolizeigesetzen billig die oberste Stelle einehmen, scheinen zu erheischen, daß wir unsern protestantischen Mitbürgern, mit denen wir in freundschaftlicher Verträglichkeit zu leben verbunden sind, auch nach ihrem Tode unter uns eine Ruhestätte gönnen.

Wir halten dafür, daß ihr vorsichtig, und der christlichen Liebe gemäß handeln werdet, wenn ihr die augsburgischen und helvetischen Religionsverwandten, welche bei uns sterben, mit den übrigen Gläubigen so lange begrabet, bis Seine Majestät hierüber etwas anders verordnen, oder sie eine eigene Begräbnißstätte haben werden.

Man wird aber auch in diesem Geschäfte, besonders im Anfange, vorsichtig und bedachtsam zu Werke gehen müssen, damit man unter dem Volke keine Unruhe errege. Denn es könnte sich fügen, daß der größere Haufen der Katholiken, aus einem ungerechten Religionseifer, und aus Vorurtheil, den Leichnam eines Protestanten, in ihrem Gottesacker, nicht dulden wolte, und sich mit Gewalt dem Begräbniß desselben entgegensetzte. In einem solchen Falle wird der Pfarrer, durch seine Beredsamkeit, viel beitragen können, daß sich der sträubende Haufe zu diesem Liebesdienste, durch Zureden verstehe. Sollte aber seine Mühe, wider alle Erwartung, vergebens seyn, und

und ein solches Begräbniß eine Gährung veranlassen, so müßte man allerdings der Gewalt nachgeben, und den Leichnam auser dem Gottesacker, an einem anständigen Orte, zur Erde bestatten.

Siebentens. Wir sind überzeugt, daß ein rechtschafner Seelenhirte über die Herzen seiner Gläubigen nicht wenig vermöge. Wir ermahnen Euch daher väterlich und dringend, daß ihr aus Liebe gegen die Kirche und das Vaterland, gegen die gute Ordnung und die öffentliche Ruhe, dieses Gesetz der Duldung, dem eurer Sorgfalt anvertrauten Volke, im Geiste der Gerechtigkeit und der Religion, erläutert; euren Pfarrkindern den in dem Worte Gottes gergründeten Ursprung derselben, ihre Nothwendigkeit und Nüzlichkeit, mit dem besten Willen, nachdrücklich beweiset, sie mit andern Beispielen bestätiget; als Diener der Bruderliebe und des Friedens, allen Anlaß zur Gehäßigkeit, Zwietracht und boshaften Auslegung, mit einem willigen, klugen und heiligen Eifer, gänzlich hinwegräumet, und dadurch euch als würdige Diener der Kirche, als nüzliche Unterthanen und Mitbürger, als weise Gesezverständige eures Vaterlandes, als muthige Vertheidiger und redliche Vollzieher der Gesetze derselben aus allen am ersten bezeiget.

Achtens. Endlich befehlen wir euch ernstgemessenst, daß, wenn ihr außer dem in dieser Vorschrift enthaltenen Falle, in eurer Gemeine, auch nur das Geringste entdecket, wodurch der bürger-

lichen

lichen Eintracht und guten Ordnung Nachtheile zuwachsen könnten, ihr ohne Zeistverlust diesen Fall, mit allen seinen Nebenbestimmungen, an uns, oder an unser Consistorium einberichtet, und allezeit unsere Willensmeinung abwartet, ehe ihr etwas unternehmet. Unaussprechlich würde unser Herzeleid seyn, wenn wir erfahren müßten, daß einer von unsern Geistlichen, aus einem unbescheidenen Eifer, Anlaß zur Unordnung, oder gar, was Gott von uns abwenden wolle, zum Haß, Groll, Zwietracht oder zu Verfolgungen, auch den geringsten Anlaß gegeben hätte, und wir uns dadurch in die betrübte Nothwendigkeit versezt sähen, ihn mit aller Strenge, und selbst mit Abnehmung seiner Pfründe zu bestrafen.

Wertheste! Wir erwarten von eurer vernünftigen Bruderliebe das Bessere; ja wir verlassen uns zuversichtlich auf Eure Folgsamkeit, und auf den Gehorsam, den ihr Euren Obern allezeit zu erweiset pfleget, daß ihr von dieser unsrer Vorschrift — wir sagen dieses nach reifer Ueberlegung und mit allem Vorbedacht — nicht ein Haar breit weichen, sondern ihren Inhalt, redlich und mit gewissenhafter Genauigkeit, befolgen werdet.

Unsere Landvikare werden einem jeden unserer sowohl Welt- als Ordensgeistlichen einen Abdruk dieser unsrer Vorschrift, abreichen lassen, und vermöge ihrer Amtspflicht besonders darauf sehen, daß man alle Punkte derselben heilig erfülle. Sie werden aber ein besonders Augenmerk auf jene

Klostergeistlichen haben, welche außer ihrem Kloster, um ihrer Sammlung, oder, um anderer Ursachen willen, die Wohnungen der Weltlichen besuchen. Sollten sie nun bei einigen gewahr nehmen, daß sie sich in die Hirtenamtsgeschäfte mengen, dem Volke von Glauben und von Religionsstreitigkeiten vorschwatzen, ihre Leichtgläubigkeit, durch falsches Seufzen, oder abergläubische Andächteleien mißbrauchen, so werden sie selbige unverzüglich in ihre Klöster zurük, uns aber ihre Namen, mit einem vollständigen Berichte über ihre Vergehungen, einsenden.

Wir sprechen — um diese Vorschrift mit den Worten des großen Johannes Chrysostomus zu schließen — für eine Sache, die es werth ist, daß man in der Kirche darüber spreche; die es werth ist, daß man uns darüber gern anhöre. Für den Frieden sprechen wir zu Euch, und was steht einem Priester Gottes so gut, als das Volk zum Frieden zu bereden; Es sei ein Ende! die Unordnung höre auf; denn das ist Gott gefällig, und dem gottseligsten Monarchen angenehm!

Gegeben in unserm bischöflichen Wohnsitze zu Königgräz, den 20 November 1781.

Johann Leopold, Bischof.

* 81. *

Großmüthiger Kampf.

Unter den portugiesischen Kraken, welche im Jahr 1585. von Lissabon nach Goa ausgesendet wurden, hatte das eine Schiff, worauf ohngefähr — Matrosen, Passagier, Priester und Mönche durcheinander gerechnet — zwölfhundert Mann am Borde seyn mochten, Anfangs eine recht glückliche Fahrt; nach wenigen Tagen aber stieß es, aus Versehen des Steuermanns, auf eine Klippe, und jedermann sah seinen Tod vor Augen. In dieser Verlegenheit ließ der Kapitain das Boot aussetzen, und einen kleinen Vorrath Zwieback, auch einige Kasten mit eingemachten Quitten hineinwerfen; sprang darauf nebst neunzehn andern Personen hinein, welche die übrigen mit dem Schwerdte in der Hand zurückhielten, damit das Fahrzeug nicht sinken möchte. Mit dieser kümmerlichen Provision stießen sie ab, und schwommen in dem großen indianischen Weltmeere herum, ohne Kompaß, und ohne süßes Wasser, als was ihnen etwa der Himmel von ohngefähr gab, der ihnen besonders gnädig seyn muste, oder sie waren verlohren. Nach Ablauf von vier oder fünf Tagen ward der Kapitain krank und starb; und sie musten deswegen, um allen Verwirrungen vorzubeugen, einen aus ihrem Mittel, wieder zu ihrem Befehlshaber wählen. Dieser that ihnen den Vorschlag, zu losen, und den vierten Mann über Bord zu werfen, weil sie sonst, da ihr kleiner Vorrath von Lebens-

mitteln meist aufgezehrt war, nicht vermögend seyn würden, wenn jeder auch nur eine noch so geringe Portion davon bekäme, sich noch über drey Tage hin zu halten. Dieser Vorschlag ward angenommen, und Viere von dieser unglücklichen Schaar musten daran; denn der Kapitain, ein Mönch und ein Zimmermann — so hatten sie es beschlossen — sollten nicht mitgerechnet werden. Der Vierte, ein Portugiese von gutem Herkommen, hatte einen jüngern Bruder bey sich am Bord. Da dieser sah, daß man seinen Bruder in die See werfen wollte, umarmte er denselben aufs zärtlichste, und bat ihn mit Thränen, er sollte ihn an seiner Stelle sterben lassen; er sey ein einzelner Mann, bey welchem die Welt nicht viel verlöhre; hingegen er habe seine Frau und Kinder zu Goa, und überdem die Fürsorge für zwey Schwestern, die schlechterdings zu keinem andern, als zu ihm ihre Zuflucht zu nehmen wüßten. Er für sein Theil wollte weit lieber für ihn sterben, als ohne ihn leben. — Der ältere Bruder, erstaunt und wehmüthig über das großmüthige Anerbieten, antwortete: daß, da einmal die Vorsehung über ihn bestimmt hätte, ein Raub der Wellen zu werden, es die größte Ungerechtigkeit und Grausamkeit seyn würde, irgend jemand anders, am wenigsten einen Bruder für sich sterben zu lassen, gegen welchen er die allernächsten Verbindlichkeiten auf sich hätte. — Nichtsdestoweniger bestand der Jüngere auf seiner Bitte, und wollte sich durchaus nicht abweisen lassen; sondern fiel ihm zu Füßen, und hielt ihn so fest, daß ihn die Gesellschaft, mit

aller Gewalt, nicht losreißen konnte. Wie sie dergestalt eine Zeitlang gestritten hatten, sagte der Aeltere, er solle künftig bey seinen Kindern Vatersstelle vertreten, und die Fürsorge für seine Frau und Schwestern übernehmen; aber alle Vorstellungen waren umsonst. Zuletzt gab der Aeltere nach, und der Jüngere ward über Bord geworfen; weil er sich aber gut aufs Schwimmen verstand, holte er das Boot bald wieder ein, und hielt sich hinten am Ruder mit seiner rechten Hand. Einer von den Matrosen, der dies sah, hieb ihm die Hand ab; er begrif sich darauf mit der linken Hand, allein diese ward ihm weggehauen. Indessen half er sich noch, und hielt sich über dem Wasser, indem er mit den Füssen ruderte, und die beyden Stumpfhände blutend empor hob. Ein so rührender Anblick erweichte die ganze Gesellschaft, und alle riefen aus: „Es ist ja nur ein Mann, laßt uns ihn retten!" Sie nahmen ihn also wieder in ihr Boot, und verbanden ihm seine Hände, so gut, als es Zeit und Umstände erlauben wollten. Darauf ruderten sie die ganze Nacht fort, und den folgenden Morgen, da die Sonne aufgieng — gerade als ob die Vorsehung den heldenmüthigen Jüngling für seine Treue habe belohnen wollen, — sahen sie Land. Es waren die Berge von Mozambike in Afrika, ohnweit einer portugiesischen Kolonie. Hier legten sie an, und beschlossen, ein Schiff abzuwarten, wodurch sie vollends nach Goa gebracht werden könnten. Lintschoten, vor dessen Augen sie in dieser Stadt gelandet sind, speisete desselben Abends

mit

mit beiden Brüdern, sah die Stumpfhände des Jüngern, und hat, wie er in seinen Reisen bezeugt, die ganze Geschichte aus ihrem eigenen Munde gehört.

* 82. *

Der überzeugte Gotteslâugner.

Der berühmte Astronom, Athanasius Kirchner, überzeugte einen seiner Freunde, der ein Gotteslâugner war, auf folgende Weise, von dem Daseyn eines höchsten Wesens. Er setzte zu der Zeit, da sein Freund zu ihm kommen sollte, einen schönen Globus, der den gestirnten Himmel vorstellte, in einen Winkel seines Zimmers. Da sein Freund kam, beschäftigte er sich mit astronomischen Berechnungen, welches jenen nöthigte, sich während der Zeit in seinem Zimmer umzusehen. Er bemerkte sogleich den schönen Globus, und fragte Kirchnern, ob er ihm gehöre — wer ihn gemacht — und dahin gestellt habe. — Kirchner antwortete, er gehöre ihm nicht, es habe ihn niemand gemacht, und er müsse von ohngefähr dahingekommen seyn. — Das kann ich nicht glauben, es ist unwahrscheinlich, sie scherzen, ja, es ist schlechterdings unmöglich, erwiederte der Freund, und schien unwillig zu werden, als Kirchner fortfuhr, seine Meynung zu behaupten — — Sogleich ergrif Kirchner diese Gelegenheit und sagte: Sie wollen nicht glauben, daß dieser kleine und schlechte Körper von selbst entstanden — wie können Sie denn

denn glauben, daß das viel größere und schönere Original, der Himmel und die Erde, von sich selbst, durch einen bloßen Zufall so geworden sey, wie wir es jezt sehen, und mit Recht bewundern? — Durch glückliche Erfindung ward sein Freund gewonnen, erkannte die Thorheit eines Gottesläugners, und ward von ganzem Herzen, durch fortgesetztes Forschen, vom Daseyn Gottes überzeugt.

* 83. *

Wundervolle Errettung.

Der berühmte Stallmeister Heinrich des Vierten, d'Aubigné, kam in seiner frühen Jugend nach Paris, um den Unterricht des sehr gelehrten Beroalds, der ein Vater des berühmten Vatablus war, zu genießen; als der erste Religionskrieg in Frankreich, mit Ueberrumpelung der Stadt Orleans, durch den Prinzen von Condé, seinen Anfang nahm. Die häufigen Verfolgungen, Niedermezlungen und Verbrennungen der Hugonotten, welche in Paris geschahen, nöthigten endlich den Beroald, nachdem er vielen und grossen Gefahren entgangen war, mit seiner Familie, und seinen Lehrlingen, aus Paris zu entfliehen. Dies that dem kleinen d'Aubigné unendlich weh, weil er einen schönen Schrank voll sauber gebundner Bücher, nebst anderm zierlichen Geräthe verlassen muste, das ihm sein Vater, um ihm das Heimweh zu vertreiben, angeschaft hatte. Als sie zu Villeneuve St. Georges ankamen, preßte ihm das

Anden-

Andenken an diesen seinen erlittenen Verlust die bittersten Thränen aus; allein Beroald nahm ihn freundlich bey der Hand, und sagte zu ihm: o, mein kleiner Freund, empfindest du nicht, was das für ein Glük für dich ist, daß du schon in deinem zarten Alter im Stande bist, etwas um desjenigen willen zu verliehren, dem du alles zu danken hast? —

Die kleine fliehende Gesellschaft, welche aus vier Mannspersonen, drey Frauenzimmern und zwey Kindern bestand, nahm hierauf von Villeneuve aus, ihren Weg gegen Coudrai, dem Wohnsitz des Präsidenten von L'etoile, und da sie daselbst wieder eine Kutsche bekommen hatte; so erreichte sie bald die Feste von Courances. Aber daselbst traf sie den Ritter Dachon an, der mit einer Besatzung von hundert Pferden darinnen lag. Dieser nahm sie sogleich in Arrest, und übergab sie in die Hände eines Ketzermeisters, den er bey sich hatte, Namens Demochares. So sehr d'Aubigné noch Kind war, so weinte er doch nicht, da man ihn ins Gefängniß legte; aber er konnte seine Thränen nicht zurück halten, als man ihm seinen kleinen silbernen Degen nahm, samt dem Wehrgehänge mit einer silbernen Kette. Der gedachte Ketzermeister nahm ihn besonders ins Verhör, und erzürnte sich sehr über ihn wegen seiner Antworten. Einige Officierer von der Besatzung, die ihn sehr zierlich, in weißem Atlas, gekleidet sahen, und aus seinem äuserlichen Betragen schlossen,

daß

daß er nicht von niedriger Geburt seyn müßte, führten ihn in das Zimmer des Kommendanten Dachon. Dieser gab ihm zu verstehen, daß ihre ganze Gesellschaft zum Feuer verurtheilt sey, und daß es alsdann nicht mehr Zeit seyn werde, durch Verläugnung seines Glaubens sein Leben zu retten, wenn er auf die Richtstätte geführt würde. D'Aubigné antwortete hierauf, daß ihm der Abscheu für der Messe alle Furcht für dem Feuer benähme. — Zu gleicher Zeit befanden sich zween Musikanten in dem Zimmer des Kommendanten, und die Gesellschaft tanzte. Der Kommendant befahl ihm, eine Gaillarde zu tanzen, und d'Aubigné that es, zum Vergnügen der ganzen Gesellschaft, die ihn lobte und ihm dankte. Aber das hinderte den Ketzermeister keinesweges, daß er ihn nicht, unter Ausstoßung greulicher Beschimpfungen wieder ins Gefängniß führen ließ.

Als Beroald hierauf von ihm erfuhr, daß ihnen das Urtheil gesprochen wäre; so erforschte er den Muth der kleinen Gesellschaft in Absicht der Bekenntniß ihrer Religion, und machte sie, mit wenig Mühe, entschlossen, viel eher den Tod zu leiden, als sie zu verläugnen. Am Abend, da man ihnen zu essen brachte, stellte man ihnen den Henker von Milly unter die Augen, der bereits zugegen war, um sie am zweyten Tage hernach hinzurichten. Als die Thüren des Gefängnisses geschlossen waren, fiengen sie alle an zu beten, um sich auf den Tod zu bereiten; allein zwo Stunden hernach, kam

ein Offizier von der Besatzung, dem ihre Verwahrung anvertraut, und der ehemals ein Geistlicher gewesen war, zu ihnen in das Gefängniß. Er küßte den kleinen d'Aubigné auf die Wangen, und sagte zu Beroald: entweder will ich sterben, oder ich will euch alle retten, aus Liebe zu diesem kleinen Jungen. Haltet euch bereit, aus dem Gefängniß zu gehen, wenn ichs euch sagen werde. Sehet aber nach, ob ihr mir nicht funfzig oder sechzig Thaler geben könnet, daß ich ein paar Männer damit bestechen kann, ohne deren Beystand ich euch nicht zu retten vermag. Man handelte nicht lange mit ihm; sondern gab ihm sechzig Thaler, die man in den Schuhen versteckt gehalten hatte. Um Mitternacht kam dieser Offizier wieder zu ihnen mit zween Männern, und sagte zu Beroald: mein Herr, Sie haben mir gesagt, daß der Vater dieses kleinen Jungen — er redete von d'Aubigné — einer von den Befehlshabern in Orleans gewesen sey; versprechen Sie mir Dienste unter seiner Kompagnie? Man versprach ihm nicht nur dies, sondern auch eine gute ansehnliche Belohnung dazu. Dann befahl er, daß jedes von ihnen, das andere bey der Hand halten sollte; die des d'Aubigné nahm er selbst, führte sie in der Stille bey einer Wache vorbey, von dort aus, unter ihrer Kutsche weg, in eine Scheune, und dann gewonnen sie quer Feld ein die große Straße von Montargis, allwo sie endlich, nach ausgestandenen vielen Mühseligkeiten und Gefahren, alle wohl behalten ankamen. — Die Herzogin von Ferrara, Renata von Frank-

reich,

reich,*) empfieng sie daselbst mit ihrer gewöhnlichen Güte, besonders den kleinen d'Aubigné. Sie ließ ihn neben sich auf einen kleinen Seßel sitzen, und unterhielt sich drey Stunden lang mit ihm, über die Verachtung des Todes, aus Gelegenheit der Antwort, die er dem Kommendanten Dachon gegeben, da ihm dieser mit dem Scheiterhaufen gedroht hatte. Sie behielt sie drey Tage lang bey sich, damit sie sich wieder erholen möchten; dann ließ sie dieselben, auf eine sehr bequeme Weise, nach Gien begleiten, von dannen sie endlich nach Orleans in Sicherheit kamen.

* 84. *

Der edelmüthige Sohn.

Ein Handelsmann von Rochelle, ** der eine zahlreiche Familie hatte, schickte seinen vierzehnjährigen Sohn nach Indien, als bald darauf die Sachen des Vaters durch Unglücksfälle in Zerrüttung kamen. Da der redliche Mann nicht durch seine Aufführung hieran schuld war, wurde er allgemein bedauert, und nach wie vor hochgeschätzt. Der Sohn in Indien, so bald er von diesem Unglücke Nachricht erhielt, faßte den Entschluß, alles zu thun, was die Leiden seines Vaters mindern, und seine gesunkene Umstände wieder empor bringen könnte. Er lebte in der grösten Eingezogenheit, enthielt sich aller Verschwendung und Ueppigkeit,

*) Anekdoten für Christen. Th. 3. S. 140 f.

die dort so allgemein im Schwange geht. Durch beharrlichen Fleiß und Sparsamkeit brachte er eine Summe von zwanzig tausend Thalern zusammen. Diese überschickte er mit einem Schiffe an seinen Vater, wovon dieser nicht nur seine Schulden bezahlen, sondern auch wieder in einem gewissen Wohlstande leben konnte.

* 85. *

Amtstreue.

Karl Hancey, ein Prediger in Neuengland, der im Jahr 1671. verstarb, gieng einst, in seinem achtzigsten Jahre, in Begleitung einiger Mitglieder seines Kollegiums, im Winter, durch einen tiefen Schnee, auf ein benachbartes Dorf, um daselbst zu predigen. Seine Begleiter suchten ihn, wegen seiner Schwachheit und seines hohen Alters, von diesem Vorhaben abzubringen, und sagten zu ihm, daß er gewiß auf der Kanzel sterben werde. Allein er nahm ihre Worte in einem andern Verstande, und sahe sie als eine Ermunterung für sich an. Er setzte seinen Weg durch den Schnee muthig fort und sagte: „Wie vergnügt würd ich nicht seyn, wenn das, was sie sagten, wahr werden sollte!"

* 86. *

In den Jahren der letzten schrecklichen Theurung, die Deutschland fast allgemein drückte, ließ der königlich preußische Staatsminister, Herr Graf Hein-

Heinrich der Neunte Reuß, zu Primkenau in Schlesien, das dasige alte Jagdschloß niederreißen, und an dessen statt ein neues erbauen, größtentheils in der Absicht, um seinen Unterthanen einen Verdienst, und damit ihr Brod auf eine sehr edle Art, in die Hände zu bringen.

* 87. *

Spuhren der göttlichen Vorsehung.

Der selige Fresenius stand als Hauslehrer bei dem Rheingrafen zu Grumbach, als er den Ruf zum Predigtamte in Niederwiese erhielt, das sein Vater bekleidet hatte. Eines Tags hatte er sich entschlossen, zu Pferde, eine Reise nach seiner künftigen Gemeine vorzunehmen. Ein Mensch, dem der einst ein Hinderniß gewesen, auf seinen bösen Wegen fortzuwandeln, hatte den grimmigsten Haß wider ihn gefaßt, und ihm den Tod geschworen. Dieser Unglückliche erfuhr das Vorhaben des Fresenius, und suchte auf dem Wege von Grumbach nach Niederwiese einen bequemen Ort aus, wo er auf seinen Feind lauren, und seinen verruchten Entschluß ausführen könnte. Der Rheingraf aber hatte den Fresenius einige Stunden länger aufgehalten, als er sonst willens gewesen, seine Reise anzutreten; deshalb ward der blutdürstige Mensch des Vorhabens müde, und ritt den Weg nach Niederwiese voraus, um vielleicht da seine Rache auszuführen.

Kurz darauf, als sich dieser entfernt hatte, kam Fresenius an den Ort, wo vorher sein Tod beschlossen war. Eine ganz ungewöhnliche Angst und Beklemmung bemächtigte sich seines Herzens, ohne daß er den geringsten Grund davon entdecken konnte. Er befahl sich der schützende Hand Gottes, und kaum war er den Ort vorbei, so ward sein Herz freier, daß er mit freudigem Munde Gott loben konnte.

Fresenius war nicht weit geritten, als ihm Leute begneten, die ihm sagten, daß ein Unbekannter nach Jemanden gefragt, der so gekleidet wäre, wie Er, und ein solches Pferd ritte, mit dem Auftrage, daß wenn sie ihm etwa begegneten, sie ihm doch sagen solten, daß ein alter guter Freund ihn, in dem nächsten Wirthshause, erwarten würde.

Fresenius konnte sich auf keinen solchen Freund besinnen; er ritte indeß stärker, um ihn noch einzuholen. Nach einigen Stunden erblickte er einen Menschen, der über eine Anhöhe vor ihm ritt, und er kannte ihn gleich, daß es der sei, der ihm den Tod geschworen hatte. Bei dieser Entdeckung befand er sich an einem Orte, wo, neben dem ordentlichen Fahrwege, noch ein Fußsteig nach Niederwiese führte, den sein Feind erwählt hatte. Unentschlossen, welchen Weg er wählen solte, ließ er den Zügel fallen, und das Pferd gieng den Fahrweg. Er aber entschloß sich, auf seinen Feind zuzureiten, in Hofnung, daß er hier wenig zu befürchten hätte, und daß ein freundlicher

Zuspruch vielleicht sein Herz gewinnen würde; als er aber den Fahrweg verlassen, und in den Fußweg einlenken wolte, fieng das Pferd an, sich aufzubäumen und zu schnauben, und war, durch alle wiederholte Versuche, nicht vom Fahrwege abzubringen.

Der vorgegebene Freund war indessen in einem Flecken eingekehrt, und eben daselbst beschloß Fresenius auch über Nacht zu bleiben und es traf sich, daß der Blutdürstige gerade gegen ihm über logirte. Fresenius ließ ihn aufs freundlichste zu sich einladen, da er aber nicht zu bewegen war, entschloß er sich selbst zu seinem Feinde hinzugehen. Dieß geschah. Fresenius entdeckte ihm, daß er sein ganzes Vorhaben wisse, hielt ihm aufs liebreichste seine Unbilligkeit, und die Folgen seiner beschlossenen That vor, versicherte ihn seiner wärmsten Freundschaft, und brachte durch Sanftmuth und Liebe ihn dahin, daß er — verstummte und erblaßte; Fresenius aber seinen Weg ungehindert fortsetzen konnte.

* 88. *

Als der vortrefliche Prediger Nardin zu Blamont einst, in einer Rede, das große Verderben des Menschen, mit sehr lebhaften Farbenschilderte; so trug es sich zu, daß einer von seinen Zuhörern sich einbildete, daß er von ihm besonders redete, und da er von seiner Aufführung durch jemand Nachricht erhalten, sich vorgenommen hätte, ihn allein zu bestrafen

und öffentlich zu beschimpfen. So falsch und ungegründet die Einbildung dieses Menschen war, so entbrannte nichts destoweniger seine Wuth gegen den redlichen Mann dergestalt, daß er, vor Raserei ausser sich selbst, den schrecklichen Entschluß faßte, ihn zu ermorden. In dieser Absicht gieng er, mit einer Keule bewafnet in einen engen Weg, welchen Nardin auf der Rükkehre von seinem Filiale passiren mußte, um auf ihn zu lauren. Und da er unterwegens noch nicht Muth genung verspürte, dieses grausame Vorhaben auszuführen; so entschloß er sich die Predigt in der Filialkirche noch mit anzuhören, indem er glaubte, daß dieselbe seinen Zorn noch mehr erregen, und ihm die Herzhaftigkeit geben würde, deren er in diesem Fall benöthigt war. Er gieng also hin und hörte Nardin wieder predigen, jedoch in der Meinung, daß dies das leztemal seyn solte. Sobald die Predigt geendiget war, gieng er, vor der Gemeine, aus der Kirche, um seine Keule zu holen, und den Prediger an dem Orte, welchen er ausgesucht hatte, zu erwarten, um ihm den tödlichen Schlag zu versetzen. Nardin kam zu der Zeit an, als er sich eben daselbst, hinter einem Gebüsche, hingestellt hatte. Da ihn Nardin durch dasselbe erblikte, grüßte er ihn, als er ihm gerade gegen über war, mit Benennung seines Namens, und sagte, nach dem Gruße, mit seinem gewöhnlichen freundschaftlichen Tone: Was macht er da Gutes? — Diese an sich wenig bedeutende Worte waren ein Donnerschlag

für

für den unbesonnenen Menschen. Kaum hatte er sie gehört: so fiel ihm die Keule aus den Händen, und er kam völlig entwafnet, und warf sich zu den Füßen seines Lehrers; bekannte ihm den Greuel seines Ausschlag und bat ihn um Verzeihung. — Nardin, nicht so sehr erschrocken über die Gefahr, der er ausgesetzt gewesen, als vielmehr vom Mitleiden gerührt, eine Seele zu sehen, die von dem gefangen gehalten wurde, welcher ein Mörder vom Anfang gewesen ist, versicherte ihn seiner Freundschaft; und nachdem er sich nach den Bewegungsgründen seines bösen Vorhabens erkundiget hatte, gab er ihm eine treue Unterweisung, wodurch er von seinen falschen Vorurtheilen befreiet wurde.

* 89. *

Als der ehmalige kön. schwedische Gesandte in Wien, Graf von Horn, im Jahr 1695. von seinem Posten abgieng, und sich auf seine Güter bei Demmin in Pommern begab, muste ihn sein bisheriger Gesandschaftsprediger, Nikolaus Lange, welcher in der Folge als Superintendent in Brandenburg verstarb, dahin begleiten, indem er ihn nicht von sich lassen wollte, es sei dann, daß er zu einem anderweitigen öffentlichen Amte berufen würde. Lange war indessen hier Hausprediger, und sezte die bereits in Wien gewohnten Betstunden fort, bei denen sich die sämmtlichen Hausgenossen des Grafen, bis auf die geringste

Viehmagd, einfinden musten. Jedermann erschien auch dabei sehr gern und willig, einen einzigen frechen und wollüstigen Bedienten ausgenommen, dem diese Betstunden die größte Last waren, die er aber doch, aus Furcht, sich die Ungnade des Grafen zuzuziehen, nicht zu versäumen wagte. Lange, der über die sämtlichen Hausgenossen, eine sehr genaue Aufsicht führte, und es in keinem Fall an den nöthigen Erinnerungen fehlen ließ, um allen Versündigungen vorzubeugen, bemerkte die sündlichen Wege des gedachten wollüstigen Menschen sehr bald. Da aber dieser äuserst behutsam war, um nicht völlig entdeckt zu werden, und Lange ihn nie recht fassen konnte; so ließ er es dabei bewenden, daß er in den gedachten Betstunden, wider die Sünden des sechsten Gebots überhaupt redete. Hierdurch ward der unglükliche Mensch jedesmal in seinem Gewissen bestraft, und in solche Uuruhe und Empfindlichkeit versetzt, daß er einst den sel. Lange, nach geendigter Betstunde, in Gegenwart aller Anwesenden, mit grimmigen Blicken aufforderte und sagte: Er rede immer von der Hurerei, wen er denn damit meine? Lange antwortete ihm, einer solchen Frage gemäß, und führte ihn auf die Prüfung seines Gewissens. Dies erbitterte den unglücklichen Menschen so sehr, daß er Langen zu ermorden beschloß, und solches gleich am kommenden Tage auf folgende Weise auszuführen suchte. Lange solte am gedachten Tage, mit den beiden jungen Gräfinnen, nach Stettin fahren. Der Wagen

war bereits einige Zeit abgegangen, und man befand sich auf freiem Wege, als Lange, der rücklings saß, einen Reuter in vollem Galop ansprengen sahe. Da er ein sehr scharfes Auge hatte, erblickte er in demselben gar bald den unglüklichen Wollüstling, dessen Geberden voller Grimm waren, und sein Herz sagte ihm, daß er etwas Böses im Sinn habe. Als der Unsinnige den Wagen fast eingeholt hatte, ließ Lange diesen sogleich still halten, sprang herunter, redete den erbitterten Menschen mit großem Muthe an, und sprach: **Du Kind des Zorns, halte!— Wie hat dich der Nordgeist hierher geführt? Siehe, hier stehe ich im Namen Jesu; thue was du nicht lassen kanst! doch Troz sei dir geboten, daß du nur eine Pistole herausziehest.** — Ueber diese Parrhasie und freimüthige Anrede gerieth der Unsinnige, der auf dem Pferde für Wuth schäumte, daß ihm der Geifer zum Munde heraus lief, in solche Verwirrnng, daß, ohnerachtet aller seiner Bemühungen, eine Pistole zu ergreifen, er keine herausbringen konnte. Sogleich trat Lange ihm näher, ergrif mit der einen Hand den Zaum des Pferdes, mit der andern faßte er die rechte Hand des Unbesonnenen, und sprach: du elender Mensch, steig herab vom Pferde, wir wollen mit einander hier zwischen die Kornfelder gehen. Welches dieser sogleich befolgte. Lange band so dann das Pferd an den Wagen, bat die Gräfinnen ein wenig zu verziehen, und gieng mit dem Unglücklichen zwischen die Felder hinein.

Hier setzte er sich mit ihm nieder, und redete ihm dermaßen beweglich zu, daß dieser bitterlich zu weinen anfing, und ihm bekannte, wie seine bisherige Bestrafungen ihm völlig unerträglich gewesen wären. Indessen, fügte er hinzu, sey doch alles wahr; er habe sich freilich sehr versündiget, und bedaure es jezt. Er öfnete hierauf seinen Rock und zeigte dem unerschroknen Lange, wie er, ausser den beiden geladenen Pistolen im Sattel, noch zwo andere in seinem Gurt bey sich habe, die er in keiner andern Absicht zu sich genommen, als ihn zu erschießen; worauf er fort zu reiten entschlossen gewesen wäre, daß nie ein Mensch etwas von ihm hätte erfahren sollen, weswegen er gegen fünfhundert Thaler Geld zu sich genommen habe. Er preise aber jezt Gott, der ihn daran gehindert, und weil er wohl sähe, daß Gott ihm entgegen gewandelt; so verspreche er nun, sich künftig für allen dergleichen Sündenwegen zu hüten. Lange kniete hierauf mit ihm nieder, und betete herzlich über ihm zu Gott. Hierauf kehrten sie wieder an den Wagen, und der Unglückliche, welcher sich in der Folge ganz anders verhielt, und von nun an den würdigen Lange sehr hoch schäzte, ritte mit sehr vielen Bezeugungen der Liebe zurück.

* 90. *

Eben dieser rechtschafne Mann gerieth schon vorher, da er noch Montagsprediger in Hamburg war, in eine ähnliche Gefahr seines Lebens. Man

beschul-

beschuldigte ihn der Schwärmerey, und ohnerachtet sein gerader Sinn sich allenthalben zu Tage legte, so ward er doch aufs heftigste verfolgt. Leider bließ man hierzu Lerm von den Kanzeln, und kaum war Lange seines Lebens mehr sicher. Gebeugt von Wehmuth und Kummer, gieng er einst mit sehr kränklichem Leibe und abgematteten Kräften — denn er hatte schon geraume Zeit an einer heftigen Lienterie gelitten — über eine Brücke, als ihm ein Trupp Handwerkspursche entgegen kam, die er den Anschlag machen hörte, ihn, als einen verdammten Ketzer, die Brücke hinab ins Wasser zu stürzen. Er wäre wahrscheinlicher Weise verlohren gewesen, wenn nicht ein redlicher Schiffer, der hinter diesen orthodoxen Bösewichtern herkam, und den Lange nicht kannte, auch seinen Namen nie erfahren konnte, sein Retter geworden wäre. Denn als dieser ehrliche Mann ihren gottlosen Anschlag vernahm, redete er sie so sehr nachdrücklich an, was sie vorhätten? Sie sollten sich an dem Manne, der Gottes Wort so eifrig predigte, nicht vergreiffen, oder er wolle augenblicklich seinen Kameraden einen Wink geben, und da sollte ihrer übel gewartet werden. — Diese Drohung jagte die Bösewichter in Furcht, daß sie es nicht wagten, ihr unseliges Vorhaben auszuführen; dafür aber mit entsetzlichen Fluchen und Schimpfen bey dem kranken Manne vorbey giengen — der Gott für die Errettung prieß, die ihm auf eine so unerwartete Weise wiederfahren war.

* 91. *

* 91. *

Als der Etatsrath von Moser in Frankfurt an der Oder, wo er als Direktor der Universität und Ordinarius der Juristenfakultät, einige Jahre gestanden, seine Dimißion, nach der er sich längst gesehnet, erhalten hatte, bekam er, ohngefehr zehn Tage hernach, von einem seiner besten Freunde, der in einer Entfernung von achtzig Meilen von ihm lebte, ein Schreiben, darinn er bey ihm anfragte: Ob sich etwas besonders mit ihm zugetragen habe? Er sey in seinem Gemüthe sehr gedrungen worden, für Kinder Gottes, die sich in schweren Umständen befänden, zu bitten, bis auf einen gewissen benannten Tag, da dieser Trieb nachgelassen, und er die innere Versicherung erhalten habe, daß besagte Umstände sich geändert hätten. Als Moser nachsah, war der Tag, da sein Herz wieder ruhig worden war, eben derselbe, an welchem er vom Könige seine so erwünschte und erfreuliche Dimißion erhalten hatte.

* 92. *

Spuhren der göttlichen Vorsehung in Entdeckung heimlicher Verbrechen und verborgener Unschuld.

Benigna, eine in ihrem Hauswesen ordentliche und zum Wohlthun gebohrne Christin, lebte bey schon ziemlich herangestiegenen Jahren, mit ihrem noch ältern Ehegatten, in einer sehr zufriednen

nen Ehe, ohnerachtet sie keine Kinder hatten. Ihr gutes, durch kluges Haushalten erworbenes Vermögen; noch mehr ihr zur Menschenliebe durchaus gestimmtes Herz bewog sie, ihres Bruders hülfsbedürftige Tochter in ihr Haus, Aufsicht, Erziehung, ja so gar an Kindesstelle aufzunehmen, und selten hat wohl eine Mutter gegen ein Kind, das sie unter ihrem Herzen getragen, mehr Treue und Rechtschaffenheit, Sorgfalt und Güte blicken lassen, als Benigna gegen ihre Tochter, welcher wir den Namen Hydra geben wollen.

Es bleibt schwer zu begreifen, wie eine Person, welcher es nicht an einer weisen und frommen Erziehung gefehlet hat, zu dem auserordentlichen Grade der Bosheit, bey ihrem Geschlechte und bey ihren jungen Jahren gelangen können, als diese Hydra in ihrem Betragen verrathen hat. Uneingedenk der Wohlthaten ihrer lieben Pflegemutter, bey angenommenen Schein der Ehrfurcht, der Zärtlichkeit und des kindlichen Gehorsams, faßte ihr boshaftes Herz den Entschluß, diese Person, von der ihr Glück und Wohlfahrt abhieng, grausam zu ermorden. Die gerichtlichen Akten gaben auch keine Spuhr zu erkennen, daß die fromme Matrone ihr dazu Anlaß gegeben, um etwa einige Entschuldigung zu finden, und nicht das geringste konnte sie zu diesem satanischen Vorsatze reizen; bloß die Alte, wie sie ihre Tante zu nennen pflegte, lebte ihr zu lange. Sie glaubte durch ihren Tod zu dem Besitz ihrer Güter zu gelangen, indem

der

der abgelebte Mann sein höchstes Ziel des Lebens bereits erreichet hatte; alsdenn aber sahe sie, ihrem Wahne nach, der glücklichsten Heirath entgegen; und so verblendet, stählte sie ihr Herz, ihre mehr als mütterliche Tante dem schrecklichsten Tode aufzuopfern.

Die häuslichen Umstände hatten es dergestalt gefügt, daß Hydra mit dem Dienstmädchen ihrer Wohlthäterin, Natante, auf einer Kammer und in einem Bette schlief. Anstatt, daß sonst Dienstbothen, wegen Mangel guter Erziehung, den Kindern des Hauses, für ihren moralischen Karakter pflegen gefährlich zu seyn; so war es hier vielmehr die sorgfältig erzogene Hydra, einem unschuldigen und gutdenkenden Mädchen. Sie hatte einmal festgesetzt, die Alte sollte sterben, aber selbst wollte sie nicht Hand an sie legen; daher brauchte sie Mittelspersonen, ihren verfluchten Anschlag ins Werk zu setzen. Nie haben sich Schwestern zärtlicher geliebt und in größerer Vertraulichkeit gelebt, als Hydra und Natante. Diese wählte sie also zum Werkzeuge ihres blutdürstigen Vorhabens; aber sie fand, welches sie wohl nicht vermuthet hatte, bey ihr großen Widerstand.

Als sie zum erstenmal sich ihr entdeckte, brauchte sie den Ausdruk: Unser Herr Gott läßt so viele brave Leute sterben, die Alte aber will der Teufel niemals holen; wenn ich sie nur hätte, wo ich sie haben wollte, ich wollte bald mit ihr fertig werden. — Bey dieser Aeusserung überfiel das Herz der Natante, das damals

damals noch unschuldig war, Schauern und Entsetzen. Religion, Gewissen und Gefühl der Menschlichkeit liessen sie nicht dahin kommen, diesem teuflischen Gedanken ihren Beyfall zu geben. Sind Sie nicht klug? sprach sie — was fehlt Ihnen? Um Gotteswillen, welche abscheuliche Gedanken! — Es blieb aber die Undankbare dabey, daß es ihr wahrer Ernst sey; und nach gerade wäre es Zeit, daß die Alte aus der Welt geschaft würde, sie verlange weiter nichts von ihr, als reinen Mund zu halten. — Ihre Vertraute versprach ihr solches, ermahnte sie aber zugleich so blutgierige Gedanken zu ersticken, und Gott zu bitten, daß er sie nie in solche gefährliche Versuchung kommen lasse. — Ein lautes Gelächter war die ganze Antwort dieser verstockten Seele. An statt, ihren Vorsatz aufzugeben, sann sie darauf, sich eine Gehülfin zu schaffen, welche sich für ihre Absichten besser schicke.

Ohnweit von der Wohnung der Benigna, diente bey einem Bürger eine Magd, welche sie im Verdacht hatte, daß sie an einem gewissen, in ihrem Hause begangenen Diebstahl schuldig sey; dies schien der Hydra eine günstige Gelegenheit, ihr Vertrauen und Beystand zu gewinnen, zumal man es ihr wohl ansehen konnte, daß sie Bosheit und Irreligion genung besaß, sich als ein Werkzeug zu Ausführung ihres Plans, brauchen zu lassen. Um sie also auf ihre Seite zu ziehen, entdeckte sie ihr, den auf sie geworfnen Argwohn ihrer Tante, mit einer Art von Mißbilligung, und mit dem Zusatz:

wie dieselbe damit umgienge, ihr durch einen Teufelsbanner ein Auge ausstechen zu lassen. Gewiß, fuhr sie fort, es ist mit der Alten nicht mehr auszustehen. — Was wirkt der Aberglaube nicht auf ein anklagendes Gewissen! So wie die Magd der Hydra für diese Nachricht dankte, entbrannte sie von Haß und Rachbegierde gegen Benigna, billigte ihr Urtheil, daß es am besten sey, sie je eher je lieber auf die Seite zu schaffen, und setzte hinzu: Wenn ich die Alte nur hätte, wo ich sie haben wollte, ich wollte mit ihr bald fertig werden.

Nun war die erste Anlage fertig, und es fehlte nur am ausführlichen Entwurf, wie die That, mit völliger Sicherheit, sollte vollführet werden. Das sahen beyde ein, daß es schwer seyn würde, wenn man die Narante nicht mit in das Komplot ziehen könnte. Da nun derselben zärtliches Gewissen im Wege stand, so übernahm es die Dienstmagd, welche wir Medusa nennen wollen, einen Anfall auf dasselbe zu wagen. Sobald sie also Gelegenheit hatte, sich mit ihr zu unterreden, bemühte sie sich, das Laster als eine gleichgültige Sache zu schildern, und über Gewissensbisse und Religionstriebe ihr Gespötte zu treiben. Hydra, auf der andern Seite, verdoppelte ihre Liebkosungen und begleitete sie, sowohl mit Lobsprüchen, als Geschenken, und da sie zusammen in einem Bette schliefen, fehlte es ihr nicht an Gelegenheit, nach und nach, den natürlichen Abscheu gegen das Laster,

bey

bey ihr, zu ersticken, und ihr warnendes Gewissen immer mehr einzuschläfern, bis sie den Zeitpunkt sahe, sie nochmals um Beystand ihres für sie beyde so vortheilhaften Vorhabens anzusprechen; denn große Verheißungen mußten ihren Vorstellungen das stärkste Gewicht geben.

Welche Sorge muß nicht das Herz eines Menschenfreundes erfüllen, wenn er diese Lage eines jungen, unerfahrnen, gutherzigen Mädchens von siebzehn Jahren bedenkt, und ja — der Ausgang lehrte, daß das unbefestigte Herz des Menschen wie ein Wachs ist, welches bey einer jeglichen Wärme, allen Eindrücken nachgiebt. — Natante ward überwunden — sie gab nach, und ließ, durch glatte Worte, sich fangen, in den entworfnen Plan der Hydra zu willigen. Dieser bestand darinn, den Tod der guten Benigna so zu veranstalten, daß er einem ungefähren Zufall ähnlich sähe, und sie selbst davon so weit, als möglich, entfernt bliebe. Zu dem Ende ersann ihre Bosheit folgende List. Es hatte ihre Tante auf einem Seitengebäude ein Zimmer, darinn sie alle Bedürfnisse ihrer Haushaltung bewahrte, und zu welchem eine Wendeltreppe führte. Diese Wendeltreppe sollte ihr den Tod bereiten, so, daß das junge Mädchen, wenn sie dieselbe begleiten würde, sie von derselben herunterstieße, und die Medusa, unten an der Treppe, ihrer mit einem Prügel erwartete, um ihr, durch einen Schlag auf den Kopf, den lezten Rest zu geben; denn eine Wunde, oder

anderes Merkmal, das davon zurückbliebe, könne immer durch einen Fall erklärt werden.

Fein genung war, dem ersten Ansehen nach, dieser boshafte Anschlag, und daher reizend genung, den Beyfall der andern beyden Dirnen zu erhalten. Sie bestimmten sogleich Zeit und Stunde, da er sollte ins Werk gesetzet werden. — Er erschien bald, der grausenvolle Augenblick. — Hydra gieng zu ihrer Tante und bat sie um Flachs zum spinnen, worauf sie sich sogleich wieder in ihr Zimmer verfügte. Benigna rief also die Natante mit ihr zu gehen, und ihr zu leuchten, während denn die Medusa schon ins Haus gelassen war. Als die alte Frau wieder herunter gieng, stellte sich Natante, abgeredetermaßen als ob sie eine Stufe verfehlte, und fiel ihrer Frau in den Rücken; aber ohnfehlbar erlaubte ihr der innere Aufruhr ihrer Seele nicht, es mit soviel Gewalt zu thun, als nöthig war, oder die Langmuth Gottes wollte den Boshaften noch Zeit zum Nachdenken gönnen. Kurz Benigna, an statt daß sie fallen sollte, hielt sich am Geländer und schrie, worauf Medusa davon lief, und sich durch die Hausthüre, die man für sie offen gelassen, ganz still entfernte. Ein heftiges Schrecken war es alles, was Benigna bey diesem Vorfall erlitt, und mit demselben erzählte sie der Hydra, welche still in der Wohnstube sitzen geblieben war, was ihr begegnet sey. Diese, mit verstellter Bestürzung, schalt auf die Natante mit vieler Heftigkeit, daß sie so unvorsichtig gewesen.

Wie

Wie leicht, sprach sie, hätte dies der einzigen Stütze meines Lebens das Leben kosten können! In diesem verstellten Affekt lief sie nach der Apotheke, und holte der erschrocknen Benigna ein Pulver, welches sie ihr selbst eingab, und ihre falschen Liebkosungen mit einem erlogenen Mitleiden begleitete. Allein was war es? Sie schärfte ihre Zunge wie eine Schlange, und Ottergift war unter ihren Lippen. So bald sie mit der Natante auf ihrer Schlafkammer war, warf sie ihr ihre Dummheit und Zaghaftigkeit vor, und erklärte, daß die Alte aus der Welt sollte, es möchte kommen, wie es wollte. Hätte der Teufel ihr hier etwas in den Weg geworfen, so müste sie auf ein ander Mittel sinnen.

Das unter der Empörung eines strafenden Gewissens jetzt bestürmte junge Mädchen fing an zu weinen, bezeugte ihre Reue über den Schritt, wozu sie sich bereits verführen lassen, und bat die Hydra wehmüthigst, von ihrem abscheulichen Vorhaben abzustehen, wenigstens ihrer zu verschonen, da sie unmöglich noch einmal sich entschließen könnte, ihre Hände mit unschuldigem Blut, mit dem Blut ihrer Wohlthäterin zu besudeln. — O, sprach Hydra, mit einem hämischen Gelächter, nun, feige Seele, ist es zu spät, dich von deiner Verbindung loß zu machen. Du hast dich einmal brauchen lassen, die Alte umzubringen, nun sollst du schon das Ende abwarten, und was fürchtest du? Der Ausgang wird dir die kleine Angst reichlich ersetzen. — Des andern Tages gab sie ihr ein abgelegtes Kleidungsstück,

stück, und dieses so wohl als ihre glatten Worte, betrogen das aufrührerische, schwankende Herz der bestürmten Natante aufs neue, daß sie einem wiederholten Blutrath beywohnte. In diesem ward beschlossen, die Matrone des Morgens, ehe sie erwachte, im Bette, zu erdroßeln; denn sie schlief neben der Wohnstube in einer Kammer allein. Die verruchte That sollten die beyden Dirnen wiederum allein verrichten, ohne daß Hydra dabey wäre. Es schien ihr aber, als wenn sie sich nicht Geschick genung zutraueten, dies Kunststück der schwärzesten Bosheit auszuführen; daher übernahm die geschäftige Hydra selbst die Mühe, ihre Mithelferinnen zu unterrichten, wie sie, mit leichter Manier, jemanden einen Strick um den Hals werfen, ihn erdrosseln, und das Genick umdrehen könnten. Um ihnen solches recht praktisch zu zeigen, machte sie selbst, mit dem dazu schon angeschaften Strick, an der Natante, die Probe. Sie mußte sich aufs Bette legen, und Hydra hatte, mit der größten Behendigkeit, den Strick um ihren Hals, bis zum Anziehen herumgeschlungen. Dies muste die Medusa ihr sogleich nachmachen, und damit beyde darinn eine Fertigkeit erlangten, legte sie sich selbst aufs Bette, ließ die Probe etlichemal an ihrem Halse wiederholen, zeigte dabey sorgfältig die begangenen Fehler, und endlich glaubte sie gewiß, daß ihre Unterwiesene vom Anfange der Mordkunst genung würden begriffen haben.

Auf diese Vorbereitung ward nun Tag und Stunde dieser schwarzen That festgesetzt, und wie

sie erschienen war, erwarteten die beyden Mägde ihre Anführerin. Diese gebot ihnen, mit leisen Schritten, durch die Wohnstube, nach der Schlafkammer der Benigna zu gehen, und sich nun als wohl unterwiesene Lehrlinge zu zeigen. Sie selbst wollte, vor der Wohnstube den Ausgang erwarten. — — Gott! sollte ihr das Herz nicht geschlagen haben! — Ja es schlug; aber bloß für schäumende Blutdurst, bloß für Verlangen, bald das Röcheln ihrer sterbenden Wohlthäterin zu hören, und das Ziel ihrer Wünsche zu sehen. Schmachtend sahe sie also dem leisen Schritt ihrer Werkzeuge nach. Aber, wie ein Wanderer von einer Höhle zurück bebet, worin er das Brüllen eines Löwen höret; so flohen die Mägde von der Kammerthür zurück, und jagten angstvoll die Hydra von ihrer genommenen Warte. Denn Benigna war eben schon aufgewacht, oder der Engel des Herrn hatte sie geweckt, als Satanas die Mörderinnen zu ihrer Kammer führte. Sie hörte genau die Tritte der Bösewichter, und rief mit lauter Stimme, wer vor der Kammerthür wäre? Mit einemmal überfiel die Mörderinnen das Schrecken der Hölle. Die fremde Magd floh aus dem Hause, und Hydra legte sich geschwinde, mit der Natante, in ihr Bette.

Nichts, als die Beysorge, daß das Geräusch von Dieben entstanden, bewog die Matrone aufzustehen, ein Licht anzuzünden, und nach der Schlafkammer der beyden Frauenzimmer hinzugehen.

Diese stellten sich an, als wenn sie aus dem tiefsten Schlaf erwachten; indessen befahl ihnen Benigna aufzustehen und das Haus zu durchsuchen, ob jemand sich darinn versteckt hätte, oder bereits ein Diebstahl geschehen sey. Man wird die Antwort leicht von selbst errathen. Es wurde nichts gefunden, alles für eine leere Einbildung erklärt, oder einer Katze zugeschrieben, worauf alles wieder zur Ruhe eilte. Man kann aber leicht denken, wie sehr willkommen die Natante der Hydra auf ihrer Schlafkammer gewesen. Die grausamsten Flüche eines für Wuth schäumenden Herzens wurden über das Mädchen, und fürchterliche Drohungen wider das Leben der Unschuldigen, die nur der alte Hund heissen mußte, ausgestoßen. Natante wagte es nicht, ihr zu widersprechen, zufrieden, daß Hydra sie selbst nicht erwürgte, und ihre fernere Dienste nun abnähme.

Des Morgens gieng die Grausame nach der Wohnstube ihrer Tante und traf sie bey häuslicher Arbeit. — Ganz Zärtlichkeit, küßte sie ihr mehrmals die wohlthätigen Hände, erkundigte sich nach ihrem Befinden, und mit einer zitternden Thräne im Auge versicherte sie, daß sie sich von dem Schrecken, den dieser Vorfall ihr verursacht hätte, noch nicht erholen könnte. — Wenn Sie erlauben, setzte sie hinzu, so will ich mein Bette in ihre Kammer setzen, damit Sie doch jemand bey der Hand haben, wenn Ihnen etwas zustößt. Allein Benigna wollte dieses, vielleicht aus innerm Triebe der

alles regierenden Hand Gottes, nicht gestatten, und Hydra verlohr dadurch das leichteste Mittel, das schon angehäufte Maaß ihrer Bosheit voll zu machen.

Solte dies Ungeheuer nun, nach zween vergeblich ausgeschlagenen Versuchen, nicht endlich einmal müde geworden seyn, auf neue Ränke zu sinnen, um dem Gerechten aufs Blut zu lauren? — Aber nein; so leicht spannt Satan seine Sklaven nicht aus, sie müssen fort, fort zum Abgrunde; fort bis die Rache Gottes, im Grimme, sie zu Boden schlägt. So wie der Blutdurst der Hydra immer größer wurde, wuchs auch ihre Blindheit, denselben zu stillen. Der erste Versuch schien sehr arglistig zu seyn, allein welche Dummheit, zu glauben, daß er verborgen geblieben seyn würde, wenn die Frau, auf diese Art, umgekommen wäre! Ohne Zweifel würde doch Natante befragt worden seyn, wie es zugegangen? Und was würde diese, gefoltert von einem damals noch wachenden Gewissen, gesagt haben? — Der zweite Versuch verrieth schon eine größere Verblendung. Solte man das nicht haben sehen können, wenn jemand erdrosselt worden? Würde man auf jemand Anders, als eigne Hausgenossen gedacht haben? Aber wo bleibt da das Nachdenken — was war da für Sicherheit, als Hydra den dritten Plan entwarf? — Dicke Blindheit stellte sie an den Abgrund, der sie verschlingen solte, und der Taumelkelch des Satans

machte sie so dreiste, daß sie keine Gefahr erblikte, wo man mit Nachsinnen sie nicht grösser hätte veranstalten können.

Die lezte Zusamenkunft, welche die Verbundenen unter einander hielten, brachte diesen zu Stande, und gab einen Beweiß von der wachsenden Bosheit eines Herzens, welches einmal in den Stricken des Satans gefesselt ist. Die Erzählung der Ausführung desselben wird dies deutlich entwickeln; doch müssen wir vorher noch bemerken, was die Eröfnung dieses Plans in dem Herzen der Natante und der Medusa für Wirkungen hervor gebracht. Leztere, so beherzt und boshaft sie auch immer war, schien sich dafür zu entsetzen; doch die Versprechung einer großen und unfehlbaren Belohnung überwand sie bald, ihre Einwilligung zu geben. Natante hingegen war anfangs gar nicht zu bewegen; Schaudern überfiel sie, als das Abscheuliche der zugemutheten Verrichtung ihrem Gewissen sich darstellte. Voll Reue wegen des schon Begangenen, bat sie die Unholde mit Thränen, sie zu verschonen, ein Werkzeug bei Ermordung einer alten Frau zu werden, welche sie nie beleidiget, aber beiden unzählich viel Gutes gethan hätte. Dieser sichtbare Abscheu, welchen sie gegen ein so verruchtes Unternehmen äuserte, machte so gar die Medusa, nach schon gegebenem Beifall, wieder wankelmüthig. Hatte gleich Natante angelobet, nichts zu entdecken, wenn sie nur verschonet würde; so gieng der Me-

dusa

dusa doch das durchs Herz, als sie hinzusetzte, wenn wir auch den Händen der Obrigkeit entgehen, ist noch ein Gott im Himmel, der uns siehet und uns finden, und mit ewigen Strafen uns züchtigen kann. — Aber bei dem allen blieb Hydra unbeweget. Aufgebracht schalt sie Beider Untreue, spottete ihrer Zaghaftigkeit, blendete sie durch große Versprechungen, und legte Beiden, durch Ueberreichung eines Stück Geldes, goldne Fesseln an, wobei sie arglistig erzählte, daß ihr ein katholischer Mann versichert hätte: eine ohnedem alte und so böse Frau umzubringen wäre nicht Sünde, und wäre auch dieses, dürfte man es nur einem Pater beichten, welcher Macht hätte, alles zu vergeben.

Kaum solte man glauben, daß so nichtswürdige und läpppische Ueberredungsgründe etwas hätten fruchten können; allein wer der Sünde erst einen Finger breit Raum gegeben, den reißt sie bald, wie ein Mühlrad in die Fluthen. Die Betrogenen wankten, fiengen an nachzugeben, und endlich erklärten sie sich, ihrem Vorschlag getreu nachzukommen. — Nun vertheilte Hydra, mit größter Beflissenheit, die Rollen ihres Trauerspiels. Der Mord solte im Keller geschehen, welcher durch eine Thüre von einem andern abgesondert war, der eine Oefnung nach der Strasse hatte. Medusa sollte ein scharfes Beil, das Hydra ihr geben wolte, nehmen, Natante hingegen einen Schlägel; und Hydra selbst wollte veranstalten, daß Benigna, zu einer gewissen, ihnen bekannt zu machenden

den

den Stnnde, allein in den Keller kommeu und in den zweiten gehen muste. Wenn sie nun die Thüre zu demselben aufschließen wollte, solte die eine mit dem Beil ihr den Kopf zerspalten, die andere aber mit dem Schlägel zur Hand seyn, um ihr den völligen Rest zu geben. Zu dem Ende wies sie beiden ihren Standort hinter einem großen Weinfaß an, welches noch an der zwoten Kellerthür stand, und alles schien den beiden Verschwornen wohl ausgesonnen und leicht zu seyn. Nun kam es darauf an, es zu veranstalten, das Benigna, zu einer bestimmten Stunde, in den zweiten Keller gehen muste. Das wußte die Hydra gleich den folgenden Tag, auf folgende Art ins Werk zu richten.

Die alte Frau hatte, als eine ordentliche Wirthin, einige kleine Tonnen Butter im zweeten Keller stehen; und war gewohnt allemal einen Topf voll daraus zu nehmen und in die Küche zu geben. Diesen Umstand nüzte die Hydra. Sie kam des Morgens, als der unglükliche Tag erschienen war, und sagte ihr, mit verstellter Freundlichkeit, daß nur noch ein geringer Vorrath an Butter in dem Topfe sei, und fragte sie dabei, ob es ihr nicht gefällig wäre, auf den Nachmittag denselben wieder zu füllen? Ja, sagte die fromme Frau, hilf mir Nachmittag, um zwei Uhr nur dran dencken, alsdann werde ich das Nöthige besorgen. Erlogne Liebkosungen und tückische Schmeichelaien lokten von der Benigna noch einige Lobeserhebung ihrer

ihrer Wirthlichkeit heraus, und Hydra speisete mit ihr, voll von innigem Vergnügen, daß sie heute ihren verfluchten Zweck erreichen, und ihre Tante zum Opfer ihrer unnatürlichen Wuth und Geldbegierde machen würde.

Zu dem Ende hatte sie die Werkzeuge ihrer Bosheit, jene zwo Mägde, bereits in die Küche bestellt, auf ihre Befehle zu warten, und sie mit den Mordgewehren versehen. Sie gieng darauf mit ihnen in den vordersten Keller, und wies ihnen alle Gelegenheit, mit der Erinnerung, jezt mehr Thätigkeit zu beweisen, als die beiden vorigen male. — Und nun eilte sie zu ihrer Tante. Frau Base, sprach sie zu ihr, wollen wir jezt nicht in den Keller gehen, und die Butter heraus nehmen? — Gut mein Kind, versezte die Unschuldige; komm, wir wollen hingehen und so giengen sie beide zum Keller. — Kaum war das Schlachtopfer die erste Stufe hinunter gestiegen, so rief Hydra, mit einer angenommenen Aengstlichkeit! Ach, Frau Base, ich hätte beinahe den Topf vergessen, gehen Sie nur herunter, ich komme den Augenblick nach. Dies war eine doppelte List; denn einmal hatte sie sichs fest vorgenommen, bei dem Mord abwesend zu seyn, und fürs andre war Herr S.**, der alte würdige Greiß und Ehegatte der Benigna, nach dem Essen in den Hof gegangen, um frische Luft zu schöpfen. Dieses schien ihr sehr bedenklich, denn er war dem Mordplatze zu nahe. Sie überrede-

te

te ihn also, in der Geschwindigkeit, mit glatten Worten sich der schädlichen Witterung zu entziehen, und auf seine Stube zu gehen, die im zweyten Stocke war. — Er gieng, der alte Greiß, und wußte nicht, daß Satan im Begrif war, ein Band zu trennen, welches er für Gottes Augen geknüpfet, und welches noch der einzige Trost seines Alters, und das süßeste Vergnügen seiner schwachen Zurückerinnerung war. Sie aber stieg herunter, die wohlthätige Menschenfreundin, und dachte wohl nichts weniger, als daß sie zum Opfer der gräßlichsten Mordsucht bestimmet war. Jezt schloß sie den zweeten Keller auf, und trat in desselben Thüre, als Medusa ihr den Streich mit dem Beil versezte — aber Preiß sey der wachenden Vorsehung, welche die Unschuld beschirmet — der Mordstreich traf fehl, und verwundete nur den Hals der Unglücklichen, so wie der Schlägel der Natante bloß den Arm der Wehrlosen traf. — Erschrocken fiel die ehrwürdige Matrone, und rufte voll Angst: Herr Jesu, Mörder! — Wer hilft mir? —

Wie ein Jäger, welcher auf einen Hauer einen Fehlschuß gethan, athemlos den Gipfel eines starken Baums zu erklettern sucht; so flohen diese verhezten Grausamen die Kellertreppe hinauf, und erzählten der Urheberin dieses schauernden Auftritts, den zum drittenmale vergeblich unternommenen Versuch, ihrer schäumenden Blutbegierde. Angst, Schrecken, Wuth, Verzweiflung, schüchterne Blicke verstellten die satanischen Gesichter dieser

ser drey Unholde, als einige Männer, die in das Haus traten, sie bey der Kellerthür, in dieser Stellung überraschten. — Das klägliche Geschrey der Unglücklichen war durch die bereits eröfnete Thüre des zweeten Kellers, der eine Oefnung nach der Straße hatte, gedrungen, welches vielleicht nicht geschehen wäre, wenn der Mord eher versucht worden, und einige Männer, die daselbst standen und mit einander sprachen, hatten es deutlich gehört. Nach kurzem Bedenken giengen sie in das Haus, um zu sehen, was vorginge. Dieser Anblick setzte die Bluthunde in noch größere Bestürzung, zumal sich bald mehrere zu ihnen hereindrangen. Zerstreuung, wilde und schüchterne Blicke, blaße Angesichter wurden die Verräther ihrer Schandthaten. Einer von den Anwesenden that gleich den Ausspruch: man lasse diese Mädchens nicht weg; hier ist es nicht richtig — und Verstummen, Muthlosigkeit, und verbissene Angst bestätigten dies Urtheil aufs vollkommenste.

Alles lief in den Keller. Hier lag sie, die gute Benigna, von Schrecken betäubt, unvermögend ihr Unglück zu erzählen. Man brachte sie in ihre Wohnstube, und sie gab, durch Fingeranzeige, diejenigen zu erkennen, welche ihr häufig rinnendes Blut vergossen hatten.

Das erste war nach einem Wundarzte zu laufen, ein andrer begab sich sofort, der Obrigkeit diesen Vorfall anzuzeigen. Der Erste fand die Verwundete, der durch die Verblutung entgangenen

Kräf-

Kräfte und ihres hohen Alters wegen, in größter Lebensgefahr; jedoch angewandte Geschicklichkeit und Treue rettete ihr, nach einiger Zeit, das so oft in Gefahr gewesene Leben. — Man kann leicht denken, daß ein solcher Vorfall in wenig Minuten ruchtbar geworden, und eine große Menge Volks ins Haus gezogen. Mit diesen kam auch ein Abgeordneter der Obrigkeit, nebst gehöriger Wache, um die Verdächtigen ins Gefängniß zu führen. Bey Eröfnung desselben, brach der verstockten Hydra und der betrogenen Natante das Herz; aber die verruchte Medusa ließ die Worte hören: es gereue ihr, daß sie den alten Hund nicht gar todt geschlagen.

Inzwischen konnten alle drey die That nicht läugnen, da sie völlig überführt waren; und was hätte man gewisser vermuthen sollen, als daß, bey so klarer Lage der Sache, ein rechtskräftiges Endurtheil hätte erfolgen sollen. Allein der erste Richter hatte den Einfall, die Verbrecher noch erst ein wenig zu quälen, ehe der Tod ihr lasterhaftes Leben endigte; deswegen schlug er gewisse, zu der Sache gar nicht gehörige Fragen vor, über welche sie erstlich, unter Drohung der Marter, sollten vernommen werden. Jedoch man trug billig Bedenken, dies Urtheil zu vollziehen; daher schickte man die Akten an eine andere Fakultät, welche kurz und gut die Hydra und Medusa zum Schwerdte, die Natante aber zum Staupenschlag und ewiger Landesverweisung verdammte.

S. Eisenhardts Rechtshändel Th. 5. S. 95. f.

* 93. *

* 93. *

Ein Landmann von wenigem Vermögen, den wir Rhinsold nennen wollen, hatte sich von einem verarmten Einwohner eines gewissen Dorfs, ein elendes baufälliges Haus gekauft, worinn sich der Verkäufer ein Stübgen, Zeitlebens frey darinn zu wohnen, ausbedungen. Seine Frau Sybilla, war eine unruhige und zanksüchtige Seele, ein verwegenes Weib, welches alle Nachbarn kränkte, und das ganze Dorf in Unruhe setzte. Besonders mußte ihr Mann täglich Vorwürfe hören, daß er so dumm gewesen, und den alten Kerl im Hause sitzen lassen, der ihr ganz unerträglich war. Der Mann ertrug sein Hauskreuz, mit möglichster Geduld, die andern Nachbarn aber warfen einen verdienten Haß auf die Sybille, und wer wird es hier nicht erwarten, daß jedermann sie für eine Hexe hielte, welcher man allen Schaden, der sich im Dorf ereignete, beymaß? — Einige fürchteten sich für diesem bösen Weibe, und giengen ihr aus dem Wege, ein gewisser Mann aber von gesetztem Wesen, suchte ihr Verhalten jederzeit so zu beurtheilen, daß man sie mehr für eine lächerliche als furchtbare Kreatur ansehen mußte. Als sie sich einstmals, unter andern Bauerweibern, ein rechtes Ansehen geben wollte, und diese hämisch durchzog; dagegen ihre Klugheit, im Haushalten, und ihren Fleiß und Geschicklichkeit herausstrich, nahm dieser Mann das Wort, und rieth ihr, ohne sie zu widerlegen, daß, wenn sie nichts klügers vorzubringen wüste, sie ja in ihrer Dracherherberge bleiben

sollte. — Dies verursachte ein allgemeines Gelächter.

Das Wort Pracherherberge war ein Donnerschlag für Sybillen. Wüthend lief sie nach Hause, und wer anders als ihr guter Mann, muste der Gegenstand ihrer Schimpfnamen und ihrer gottlosen Verwünschungen seyn? Mit Ungestüm verlangte sie, daß er den alten Kasten niederreißen und ihr ein neues Haus bauen sollte, damit der alte Kerl weichen müßte, um dessen willen man ihr Haus so spöttisch eine Pracherherberge genannt hätte. — Rhinsold suchte sie liebreich zu besänftigen. Frau, sprach er, wenn mir Gott das Leben fristet und meine Umstände sich bessern, will ich ein neues Haus aufbauen. Gedulde dich, und kehre dich nicht an andrer Leute Reden. Besser in einer armseligen Hütte Brod haben, als in einem Pallaste hungern.

So vernünftig das gesprochen war; so schien es doch der bösen Frau nicht so. Ein Duzzend Narren, dumme Kerls und mehr dergleichen bäurische Schimpfnamen verscheuchten den Rhinsold, daß er mit verbissenem Verdrusse stillschweigend an seine Arbeit gieng, sie aber wünschte, daß der alte Kasten vom Blitze angezünder, im Rauch und Feuer aufgehen möchte. — Vielleicht war auch dies der unselige Augenblick, in welchem sie es anfieng, im Ernst für gut zu halten, wenn ihr altes Haus abbrennte; denn da es in einer Feuerversicherungskasse eingeschrieben war, so wär es ihr leicht gewesen, soviel Geld daraus zu erhalten, sich ein neues aufzubauen. Es fehlte ihr weder

Ver-

Verwegenheit noch Arglist, eine so verruchte That zu unternehmen. Sie sann also auf einen Plan, sie dergestalt auszuführen, daß Niemand einigen Verdacht auf sie werfen könnte; allenfalls möchte er ihren Mann treffen, den sie nunmehro von ganzer Seele haßte. Sie fieng es auch in der That listig genug an; denn ohnerachtet sie diesen bis zum Unsinn haßte, so wußte sie es doch meisterhaft zu verbergen, um ihn nicht argwöhnisch zu machen. Ihr mürrisches und stürmisches Wesen verwandelte sich in Sanftmuth und Freundlichkeit. Alles was eine zärtliche Gattin thun kann, erfuhr jetzt Rhinfold, und dieser, erstaunt über sein unerwartetes und noch nie genossenes Glück, prieß seinen Nachbarn ein Vergnügen an, davon er noch nie einen Begriff gehabt, und auch diese sahen voll Verwunderung die Sybille, den sonst gewohnten Dorfteufel, in Gestalt eines guten Engels, mit ihnen umgehen. — Mit dieser Larve deckte sich Sybille so lange, bis sie einen Zeitpunkt ersah, der ihrem schrecklichen Vorhaben günstig schien. Ihr Mann hatte einstmals eine Reise in eine benachbarte Gegend zu thun, um einen Wollhandel zu treffen, und nun könnt ihr böses Herz keinen Augenblick länger ruhen. Ihr Vorhaben sollte nun in der ersten Nacht ausgeführet werden.

Sie hatte eine Tochter, ein Mädchen von siebzehn Jahren, welches von Jugend auf mit heftigen Kopfschmerzen geplagt gewesen, worunter ihre Seelenkräfte ziemlich stark gelitten hatten. Noch mehr aber hatte vielleicht die sklavische Erziehung,

welche die Mutter ihr gegeben, dazu beygetragen, und war ihr Herz auch gut, so verdarb es diese, da sie solche brauchte, den Nachbarn heimlich Schaden zu thun, und ein Bubenstück nach dem andern auszuüben, wodurch sie sich destomehr den Namen einer Hexe zuzog, welchen sie jedoch deswegen nicht sehr verabscheute, weil sie jedermann destomehr fürchten muste. — Dieses einfältige Mädchen sollte das Werkzeug ihrer Bosheit werden. Sie gab ihr daher, sobald die Nacht eingebrochen war, einen Feuerbrand, mit dem Befehl, damit auf den Boden zu gehen, und ihn ins Stroh zu stecken. — Um Gottes willen, Mutter, versetzte die Tochter, das kann ich nicht thun; ich habe gehört, daß, wer Feuer anlegt, lebendig verbrannt wird. Wie leicht kann das auskommen? — Dummes Mensch, schrie die Mutter, thue, was ich dir sage, oder ich will dir den Hals umdrehen, und damit gab sie ihr zugleich ein paar tüchtige Ohrfeigen. Gleichwol bat die Tochter mit Thränen, sie mit diesem Auftrage zu verschonen. Sie stellte ihr vor, daß ja aller Hausrath und Kleider verbrennen würden. — Schweig, sprach Sybille, thue was ich dir heiße. Wenn der alte Kasten abbrennt, wird er auf Regimentsunkosten wieder gebaut. Geh, sage ich, oder ich werde dir auf den Buckel kommen.

Das erschrockne Mädchen, welches schon gewohnt war, ihrer Mutter blindlings zu gehorchen, trat dies traurige Geschäfte an. Sie selbst, die Mutter, sah ihr nach, und als sie merkte, daß das

Stroh

Stroh Feuer gefaßt hatte, befahl sie ihr, die besten Sachen zusammen zu packen und in Sicherheit zu bringen. Indem schlug schon die Flamme aus dem Dache heraus. Zum größten Glück war es so spät noch nicht, daß alle Menschen im Dorfe geschlafen hätten. Die Nachbarn liefen zusammen, und das Feuer ward ohne sonderlichen Schaden gelöschet. Man stellte den folgenden Tag zwar eine Untersuchung an; allein das Gesinde konnte sich vollkommen rechtfertigen, und an Frau und Tochter des Hauses zu denken, war Niemanden beygefallen.

Erboßt über dies fehlgeschlagene Bubenstück ward die Frau auf einmal wieder die böse Sybille. Ihr Mann fand, bey seiner Zurückkunft den eingefleischten Teufel wieder, der sie ehedem gewesen war. Am allermeisten warf sie ihm vor, daß, so lange der alte Kerl im Hause wohnte, sie weder Glück noch Seegen zu hoffen hätte, und heimlich erneuerte sie bey sich den Vorsatz, das Haus mit besserm Erfolg in Brand zu stecken. Sie bot nun alle ihre Arglist zu einer solchen Veranstaltung auf, wobey sie nichts von ihrem Hausrathe zu verliehren, ihren Mann aber zugleich zu einem Opfer ihrer schäumenden Rache zu machen gedachte.

Es hielten sich in dem Dorf einige beurlaubte Soldaten auf, Leute von unbescholtenem Wandel, von welchen sie vorgab, und ihrem Manne einbildete, daß sie, und keine andere, hie und da in die Häuser gebrochen wären, und den Leuten das Ihrige weggestohlen hätten. Es würde daher gut

seyn, setzte sie hinzu, daß er die besten Sachen heimlich an einen Ort brächte, wo sie für Dieben sicher wären. Der belogene Tropf glaubte seinem Weibe, packte etliche Kisten voll, und fuhr sie einige Meilen, von seinem Wohnorte, zu einem seiner Verwandten. Der gute Freund wunderte sich sehr über seine Furcht, inzwischen nahm er die Sachen in Verwahrung. Als er nach Hause kam, gebot seine Frau — denn Gebieten war ihre Sache, und Gehorchen die Pflicht ihres Mannes — daß er alles Zinn, Kupfer, Meßing u. s. w. das im Hause war, in eine Kiste packen, und in den Garten vergraben sollte. Dies geschah den Tag vor der unglücklichen Nacht, als sie ihr Bubenstück zur Reife zu bringen beschlossen hatte. Kurz vorher, eh es finster wurde, sagte sie zu ihrem Manne, daß nothwendig die Viehställe, diesen Abend, gereinigt werden müsten, und hieß ihm Kühe und Schaafe so lange bey einem etwas entlegenen Nachbar bringen. Der Mann, um den Hausfrieden zu erhalten, gehorchte ohne Widerrede, und legte sich, nebst seinem Gesinde, sorglos zur Ruhe. Sybille blieb, mit ihrer Tochter, indeß so lange auf, bis alles im tiefsten Schlafe lag; hierauf gab sie dem Mädchen eine Nachtlampe, stieg mit ihr auf den Boden, nahm einen Wisch trocknes Stroh, und zündete das Haus mit einer so unseligen Fertigkeit an, daß sie sich beyde kaum retten konnten, als dasselbe schon ganz in Flammen stand. Sie war es selbst, die jetzt alles aufweckte, Lerm machte und ihre Nachbarn zu schleuniger Hülfe herbey rief; aber alle Hülfe war vergebens.

Nicht

Nicht allein dieses Haus, sondern noch neun Bauerhöfe giengen in den Flammen verlohren. Der erschrockne Rhinsold war für Angst ins Feld gelaufen, und kam den andern Tag, als das Feuer bereits gelöschet war, erst wieder zurück.

Was war billiger, als daß die Obrigkeit des Dorfes, eine genaue Erkundigung einzuziehen sich bemühete, wie und durch wen, dies abermalige Feuer entstanden sey? Jedermann im Dorfe warf den Verdacht auf Rhinsolden. Man argwöhnte, daß er, um aus der Feuerkasse so viel Geld zu erhalten, damit er ein neues Haus bauen könnte, den alten Kasten selbst in Brand gesteckt habe. Diesen Verdacht bestärkten die Umstände, daß Rhinsold den Tag vorher, als das erste Feuer ausgekommen, vielleicht zum Schein, weggereiset; daß er, vor dem zweyten Brande, seine besten Sachen, auf ein ander Dorf gefahren, daß er noch den Abend vor Ausbruch des Feuers, sein Vieh auf einen entlegenen Bauerhof, in Sicherheit gebracht; daß er bey dem letzten Feuer sich entfernt, ohn eine Hand ans Löschen zu legen, und, was noch dazu kam, daß er, in einer Gesellschaft sich verlauten lassen: wenn er nur erst ein neu Haus hätte, es müßte ihn aber nicht viel kosten. — Alle diese beglaubte Anschuldigungen waren hinreichend, den Rhinsold aufs Amthaus abzuholen, und in sichere Verwahrung nehmen zu lassen.

Nun war Sybille so weit, als sie seyn wollte. Nichts schien ihr gewisser, als daß, wenn ihr Mann die-

diese Anschuldigungen läugnen, oder doch auf einer andern Seite vorstellen würde', als sie bisher angesehen worden, man ihn zur peinlichen Frage bringen würde; und diese zu übernehmen, wäre er zu schwach, und so hätte sie dann ihre Rache an ihm gekühlet, und könnte sich auf ein neues Haus Hofnung machen. Dies würde auch unfehlbar geschehen seyn, wenn Sybille sich in ihrer Freude hätte mäßigen, oder sich es einfallen lassen können, daß öfters die Klugen dieser Welt zu Narren worden sind. Allein die Gottlosen sind wie ein ungestüm Meer, das nicht stille seyn kann, und dessen Wellen Koth und Unflath auswerfen, auch diese Sybille hatten keinen Frieden. — Bey kochender Rachbegierde, ihren unschuldigen, leichtgläubigen, folgsamen, und dabey höchst einfältigen Mann, statt ihrer, dem Scheiterhaufen zu überliefern, war das ihre vornehmste Sorge, den schon auf ihn geworfenen Verdacht so hoch zu treiben, daß er nicht mehr entrinnen könnte, sondern seine Bande sie für diejenigen sichern sollten, welche ihre gränzenlose Bosheiten allein verdienet hatten. — Verblendung war es schon, daß, da sie für sich allein das Haus in Brand hätte stecken können, ohne durch die Mitziehung ihrer Tochter, die Gefahr der Entdeckung ihres Bubenstücks zu vergrößern, sie dieselbe noch brauchte, das kindliche Blut in Tigerblut zu verwandeln, und ihren eigenen Vater anzuklagen; denn dieser höchste Grad der Bosheit war das Losungszeichen, das die nie zu betrügende Vorsehung brauchte, den Knoten dieses Trauerspiels aufzulösen.

Sy-

Sybille gieng mit ihrer Tochter, welche sie in allem was sie sagen sollte, genau unterrichtet hatte, zum Richter, und erbot sich, demselben etwas wichtiges zu offenbaren. Als sie vorgelassen wurde, ließ sie sich verlauten, daß sie allerdings glauben müste, es sey niemand anders, als ihr Ehemann, an dem Unglücke schuld. Sie wüste zwar die eigentlichen Umstände nicht anzugeben, da sie fest geschlafen, als das Feuer aufgegangen. Es komme ihr aber sehr bedenklich vor, daß er den Tag vorher, wider ihren Rath und Willen, noch eine Kiste mit Kupfer, Meßing u. s. w. im Garten vergraben hätte. Er habe es wenigstens immer gewünscht, das der alte Kasten, im Feuer und Rauch, aufgehen möchte, damit er, auf eine gute Art, zu einem neuen gelangte. Was den ersten mißlungenen Brand beträfe, davon würde ihre Tochter die Umstände am besten erzählen können. — Diese aber entdeckte, daß ihr Vater, welcher damals verreiset gewesen, um Mitternacht nach Hause gekommen und angeklopft habe. Ihre Mutter habe damals fest geschlafen, sie aber sey noch wachend gewesen, und deswegen hingegangen, ihn einzulassen. So bald er sie gesehen, habe er ihr sein Vorhaben, den Kasten anzustecken, offenbaret, wodurch sie zwar schon in die äuserste Bestürzung gesetzt worden; er habe ihr aber darauf überdies befohlen, die Lampe zu nehmen, und ihn auf den Boden zu begleiten. Sie habe das zwar nicht thun wollen; seine Schläge aber, und die Drohungen sie umzubringen, hätten sie dazu vermocht, mitzugehen.

Als sie beyde heraufgekommen, habe er einen in der Tasche gehabten Schwefelfaden angezündet, und ihr denselben gegeben, solchen unter das Stroh zu stecken, welches sie, aus grosser Furcht vor ihm, denn auch gethan hätte. Ihr Vater sey gleich darauf wieder weggegangen; sie aber habe geschwinde die Mutter und das Gesinde aufgeweckt, die dann, in der größten Angst, aus den Betten gesprungen, als unterdessen die Nachbarn sich auch zur Hülfe und Rettung eingefunden. — Dies war allerliebst ausgedacht. Das Mädchen mußte sich als Mithelferinn einer Mordbrennerey angeben, und so war es fürs erste nöthig, dieselbe in gefängliche Haft zu nehmen. Sie muste einen Umstand vor des Vaters Wiederkunft erzählen, wobey die Lügen am ersten auskommen konnte, wenn es zu beweisen war, wo — und bey wem — der Mann, sich, diese ganze Nacht über, aufgehalten hätte. Es ward ihr daher ein Gefängnis angewiesen; die Mutter aber mußte mit einem Gerichtsdiener nach ihrer Wohnung gehen, und die Stelle im Garten zeigen, wo das Kupfer, Meßing u. s. w. vergraben wäre; welches beim Nachsuchen richtig befunden wurde, sie aber blieb noch in Freyheit.

Der Richter schritt hierauf zum Verhör des Rhinsolds, und hielt ihm alle Gründe des Verdachtes vor, der auf ihn gefallen war, insonderheit, daß er, nach Aussage seiner eigenen Tochter, das erstemal in der Nacht zu Hause gekommen sey, und das Feuer angezündet habe. — Der Mann beant-

beantwortete alle Fragen, mit einer Freymüthigkeit und so gesetztem Muthe, daß man schon einigermaßen auf sein gutes Gewissen schließen konnte. Insonderheit nannte er den Mann, bey welchem er, des Wollhandels wegen, sich die ganze Nacht aufgehalten hatte, welcher solches, bey angestellter Nachfrage, eidlich bekräftigte, und versicherte, daß sein Gast diese Nacht gar nicht sein Haus verlassen habe.

Diese entdeckte Lügen der Tochter und die Außage andrer Zeugen bewogen den Richter, die Sybille ebenfalls aufgreifen, und in sichere Verwahrung bringen zu lassen; beyde Weibsbilder aber beharreten unbeweglich dabey, daß Niemand anders, als Rhinsold der Urheber des Unglücks, und alles, was sie von ihm ausgesagt, die reine Wahrheit sey. — Hier war nun nichts nöthiger, als eine Konfrontation; und Rhinsold und seine Tochter mußten zuerst in der Gerichtsstube erscheinen. Der Richter hielt dem Inquisiten vor, was seine Tochter wider ihn ausgesagt hatte. Dieser sahe sie mit einer Miene an, woraus Mitleiden und Unschuld, Zärtlichkeit und gerechter Schmerz hervorstralte, und hielt ihr vor: wie es möglich sey, daß sie als sein Fleisch und Blut, ihren redlichen Vater, muthwillig in das allergrößte Unglück stürzen könnte? —

Da zeigte sich nun die unwiderstehliche Gewalt der Natur. Ihr Gewissen empörte sich, die starken Riegel ihres Herzens wurden zerbrochen,

und ein Strom von Thränen begleitete ihre ganze offenherzige Aussage: daß alles was sie wider ihren Vater angebracht, nichts als Unwahrheit, er, selbst aber höchst unschuldig sey, wobey sie den ganzen Verlauf der Sache aufs allergenaueste erzählte. Nun war der arme Mann gerettet, und wurde so gleich in eine weit bessere Verwahrung gebracht. — Als man aber Mutter und Tochter gegen einander stellte, that diese Konfrontation, bey der erstern, gar nicht die gewünschte Wirkung. Frechheit, Wuth und beständiges Läugnen setzte sie allem Zureden, allen augenscheinlichen Anzeigen entgegen, und eben das geschah auch, als sie ihrem Mann unter das Gesicht gestellet wurde. Nun war also nichts weiter übrig, als die Marter. Anfangs suchte sie auch dieser Troß zu bieten; als es aber bis ans Auskleiden kam, war alle Tollkühnheit vorbey, und sie bekannte alles, in der Art, wie wir es erzählet haben.

Preiß sey der Vorsehung, welche die dicksten Finsternisse der Bosheit zertrennen und das Verborgenste ans helle Tageslicht ziehen kann; die den Unschuldigen nicht umkommen und den Frevler nicht ungestraft läßt. Rhinsold ward völlig frey. — Sybille lebendig verbrannt — und ihre Tochter mußte, bey einer zehnjährigen Zuchthausarbeit, die Wahrheit begreifen lernen: daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen.

* 94. *

* 94. *

Im Jahr 1759. ward dem seit langen Jahren wohlverdienten Seckelmeister der Republik Luzern, Herrn von Schumacher, eine ansehnliche Summe, durch Einbruch, aus seiner Kasse gestohlen. Als er dieses dem Rathe vortrug, so fiel man auf den Verdacht, ob dies vielleicht nicht ein bloßer Vorwand seyn könnte, und der alte Mann diese Summe selbst seinem Sohne zugesteckt habe, der mit einigem Aufwande lebte. Man zog ihn also gefänglich ein. Der Sohn, der sich seiner und seines Vaters Unschuld bewußt war, und nicht die Untersuchung, wohl aber die Gefangenschaft und schnöde Begegnung der Untersuchenden scheute, entwich; und sogleich sah man seine Flucht als einen vollen Beweiß dessen an, deß man ihn beschuldigt hatte. Der Vater wurde so fort aller seiner Ehren und Würden entsetzt, und auf ewig aus dem Luzerner Gebiet verwiesen. Auf diese schreckliche Nachricht kehrte der junge Mensch sogleich zurück, stellte sich dem Rathe dar, und bat, seinem alten Vater Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Da er sich aber zugleich um Unterstützung seiner guten Sache bewarb, so wurde dies für eine Meuterey angesehen, er selbst für den Dieb erklärt, und nach einem kurzen Prozeß mit dem Schwerd hingerichtet. Im Jahre 1765. bekannte ein zu Ulm eingezogener Dieb, daß einige seiner Kameraden den Diebstahl zu Luzern ausgeübt hätten; allein der Rath achtete darauf ganz und gar nicht, und das Schicksal des verbannten Herrn von

Schuh-

Schuhmacher blieb unverändert, bis auf das Jahr 1773, in welchem ein gewisser Franz Krist die That, mit allen Umständen, eingestand, und die Aussage bis auf seinen Tod behauptete. Nun mußte der Magistrat freilich den unschuldig Verbannten wieder zurückberufen, uud ihn feierlich in alle die Aemter und Ehrenstellen wieder einsetzen, die man ihn so unrechtmäßig entzogen hatte; aber was konnte ihm den Verlust seines edelmüthigen Sohnes ersetzen? Man verbannte zwar den Kommißair, der ihn so voreilig zum Tode verurtheilt hatte, auf neun Jahre; war aber dieser wohl strafbarer, als der Magistrat, der ein so ungerechtes Urtheil vollziehen ließ?

* 95. *

Vor den Thoren zu Ormietta, wurde einst, Nachts um zwölf Uhr, von den Ueberreutern der königlichen Tabackpachtung, ein Fuhrwerk angehalten, das von vier Mauleseln gezogen ward. Nachdem sie in die Fuhrknechte gedrungen hatten, ob sie keinen fremden Toback bey sich führten; so zwangen sie solche, zu dem Hause des Einnehmers zu Ormietta zu fahren. Hier wurde der Wagen aufs genaueste visitirt, und nach vielerley Pfiffen entdeckte einer der Ueberreuter, in einem der Futtersäcke der Mauleselknechte, eine Rolle Rappee. Dies war genung, die Fuhrleute in Eisen und Bande zu schlagen, und das Fuhrwerk in Beschlag zu nehmen.

Kaum hatte der Eigenthümer des Fuhrwerks, Miguel Panigo, ein ehrbarer und wohlbemittel-

ter Mann, der ein Wirthshaus an der Straße nach Tolosa hielt, hiervon Nachricht bekommen; so begab er sich zum Obereinnehmer der Provinz Navarra, Don Blas Hyppogriffo, vor dessen Kanzley die Sache gehörte, und bot Bürgschaft für die Knechte und das Fuhrwerk an, bis die Untersuchung gepflogen wäre. Don Blas wieß ihm die Berichte, die er vom Untereinnehmer empfangen hatte, welche den Miguel Panigo als einen erzverdächtigen Schleichhändler beschrieben. Er gestand ihm hierbey, daß man ihm schon lange auf den Dienst gelauret hätte, und schlug die Verabfolgung des Fuhrwerks und der Knechte rund ab; weil, wie er sagte, zufolge der königlichen Verordnungen das Erstere den Tobackpächtern verfallen, für die Zweyten aber der Strang bestimmt sey.

Voll Kummer über diese Drohung, und innerlich überzeugt, daß hiebey ein Pächterstreich zum Grunde liegen müste, nahm Miguel seinen Weg zum königlichen Statthalter zu Pamplona. Er warf sich ihm zu Füßen, und bat um den Schutz des Königs, indem er sich verband, den hierunter verborgenen Betrug an den Tag zu bringen. — Der Statthalter beruhigte ihn, versprach ihm den königlichen Schutz, und hieß ihn nach Hause gehen. Miguel Panigo gieng, aber Himmel, welch eine Scene, die er in seinem Hause antraf! Kisten und Kasten waren versiegelt — der Schild eingezogen — und seine Frau und Kinder flossen in Thränen, und rangen mit der Verzweiflung. —

Sie

Sie wollten ihm aber erzählen, daß während seiner Abwesenheit die Bedienten des Obereinnehmers von Navarra eingefallen wären, und ein Kistgen französischen Taback im Keller eingegraben gefunden hätten; als ein Alcaide, an der Spitze einiger Häscher, ins Zimmer trat, sich des Miguel bemächtigte, und ihn gebunden mit sich fortführte.

Nunmehr war alles verlohren, und Miguel Panigo faulte länger als sieben Monate im Kerker, während dem sich die Tabackspächter im Namen des Königes, seines Hauses und seiner Meublen bemächtigten. Seine Güter wurden zerstreut — die Wirthschaft gieng zu Grunde — und seine Frau und Kinder mußten bettelnd ihre Hütte verlassen. — Die Fuhrknechte wurden unzähliche mal ins Verhör geführt. Sie widersprachen, daß ihnen der Taback zugehöre; indessen wusten sie nicht, wie er in ihre Futtersäcke gekommen wäre. Den Taback selbst gab man den Beamten, die man andrer Orten Tabackkratzen nennt, zur Untersuchung, und sie fanden ihn vollkommen mit jenem, welchen man im Keller des Miguel Panigo gefunden hatte, von einerley Sorte. Endlich lief der Entschluß von der königlichen Junta zu Madrid ein. Die beyden Fuhrknechte wurden zum Strang verurtheilt; Miguel Panigo's Strafe aber war eine lebenslängliche Galerenarbeit. —

Schon hatte er achtzehn Monate, an der Ruderbank, seine Ketten geschüttelt, als er einige neue Kameraden seines Schicksals erhielt welche der

Statt-

Statthalter von Bilbao, durch eine Bande Häscher, einsandte. Das Unglück macht leicht Vertraute. Miguel Panigo erhielt einen darunter, der ans nächste Ruder, ihm zur Seite, geschmiedet wurde, zum Schlafkameraden. Sie eröfneten denn einander gar bald, wie es unter Gefangenen zu gehen pflegt, ihre Geschichte. Miguel Panigo fieng zuerst mit der seinigen an, und bemerkte, daß sein Spießgeselle, bey verschiedenen Stellen seiner Erzählung, sich entfärbte. Er schrieb dies dem Rest einer Weichherzigkeit zu, wovon sich die Natur nicht losmachen kann, unter welchen Umständen sie sich auch befindet. Aber wie sehr erstaunte er, als am Ende seiner Begebenheiten, bey der Stelle, die ihn in seine gegenwärtigen Umstände brachte, sich ihm sein Kamerad zu Füßen warf.

„Edler Mann, rief er aus, seyd ihr Miguel Panigo? danket Gott und dem heiligen Jakob von Kompostell, dem ich mich verlobt habe, daß mich das Schicksal hierher bringt. Vernehmet meine Geschichte. — „Ich bin von Illesas, einem kleinen Dorfe in Altkastilien, gebürtig, und war mein Lebtag ein Taugenichts. Nachdem ich meine Jugend mit Ludern, Stehlen und Betteln zugebracht hatte; so ward ich ein Strauchdieb. Bald half ich selbst auf der Landstraße die Leute plündern, bald war ich Diebsheeler und bald machte ich den Gerichten einen Spion. Meine Lebensart brachte mich endlich zwischen die Hände des Henkers. Ich stand unter dem Galgen zu Tortuna,

tuna, um den Lohn meiner Laster zu empfangen, als ich mein Leben dadurch rettete, daß ich mich zum Ueberreuterdienst anbot. Ihr wißt, daß kein ehrlicher Spanier dieses annimmt.

„In verschiedenen Plätzen, wohin ich angestellt wurde, that ich mich in Pfiffen hervor; dies diente mir zur Empfehlung. Ich wurde zum Komtoir zu Pamplona, welches als einer der kniffigsten Pächterposten in ganz Spanien berufen ist, transferirt. Hier unterschied ich mich bald, daß ich Korporal bey meiner Brigade wurde. Man trug mir insgemein die verwegensten Ausführungen auf, und ich ward endlich in allen Ränken der Pächterey vollkommen eingeweiht. Es ist einer der gebräuchlichsten Handwerkspfiffe im System der Pächter und der Strickreuter, daß man bemittelten Bürgern, unschuldigen Reisenden, oder sonst ehrlichen Leuten, auf die man eine heimliche Feindschaft hat, Kontrebandwaaren listigerweise in ihr Gepäck praktizirt.

„Ihr wißt, daß ihr euch die Feindschaft des Einnehmers in eurem Ort zugezogen hattet, weil ihr die Unarten nicht leiden woltet, die er sich, mit eurer Frau und Töchtern, in eurem Hause heraus nahm. Dies hatte Folgen. Er ergrif die Gelegenheit, euch bey verschiedenen Anlässen, dem Don Blas Hippogriso verdächtig zu machen; und gab ihm einen Wink, daß bey euch etwas zu schneiden wäre. — Ich erhielt von dem Obereinnehmer Befehl, mich mit ihm zu verabreden. Erinnert

nert euch, daß ihr am heiligen Sebastianabend zu eurem Gesinde sagtet, daß es euch vorkäme, als wenn jemand ins Kellergewölb eingebrochen hätte. Ihr fandet die Schlösser verletzt. — Damals ließ ich, durch einen meiner Leute eine Kiste französischen Taback in euren Keller verstecken, die mir der Einnehmer eures Orts zugestellt hatte. Ich ließ ihn in die Erde vergraben, damit ihr ihn nicht finden möchtet, ehe die Sache reif war, und damit dieses euren Verdacht und euer Verbrechen vergrößern möchte. — Es war leicht, die übrig gebliebene Rollen euren Fuhrknechten, während der Reise, in die Futtersäcke zu praktiziren. Dergleichen Stückgen sind den Ueberreutern gemeine Künste, und ein dummer, ehrlicher Bauer ist ohne Mühe in der Falle.

„Das Uebrige wißt ihr. Der Obereinnehmer belohnte mich mit einem Moidor für meine Ausführung, den ich noch selbigen Abend versof. — Indeß setzte ich meine Lebensart nicht mehr lange fort. Es schien, der Himmel ward müde, und hatte beschlossen, die Rechnung meiner Laster zu schliessen. Mein Dienst, welcher alle Unverschämtheiten und alle Verwegenheiten ohnehin voraussetzt, hatte mich kühn gemacht. Ich erfrechte mich, einer Dame, welche die Gemahlin eines Offiziers von der Wallonischen Garde war, und mit ihrem Herrn von einer Reise aus Portugall kam, vor dem Posten des Einnehmers zu Vental Real im Angesicht der Zuschauer, mit strafbarer Hand, an einen

nen Ort zu fühlen, der nur für ihren Gemahl heilig ist, unter dem Vorwand nach Kontreband zu fahnden. Der beleidigte Ehemann zog auf der Stelle den Degen, und stach ihn mir quer durch die Flanke. Man brachte mich ins Spital der barmherzigen Brüder, und ich lag über ein halb Jahr lang darinn. Der Offizier hatte sich bey Hofe beklagt, und Satisfaktion für seine Dame, die aus einem der vornehmsten Häuser in Spanien ist, verlangt. Durch eine Kabinetsordre an die königliche Junta zu Madrid ward ich auf lebenslang zur Galeere verdammt.

„Miguel Panigo, sehet die Ursache eures Unglücks. Ich bin meiner Laster satt, und ich erkenne es für eine Gnade der heiligen Mutter Gottes, die ich täglich um Vergebung meiner Sünden anflehe, daß sie mir Gelegenheit schickt, sie auszubüßen. Eilet, eine Audienz beim Don Domingo Salcedo, welcher Gubernator des Hafens ist, in dem wir liegen, zu erhalten, und berufet euch auf mein Zeugniß.“ —

Miguel Panigo erhielt hierauf seine Freyheit; aber sein Vermögen war eingezogen. Zum Schein einer Bestrafung versetzte Don Blas Hippogrifo den Untereinnehmer auf einen andern so genannten schlechtern Posten, der aber im Grunde fetter war. Miguel Panigo starb zween Monate hernach im Elende, und der König verlohr einen Bürger, der in der Monarchie ein nützliches Glied war, und mit dem eine hofnungsvolle Familie

milie zu Grunde gieng, welche dem Staat fruchtbare Zweige versprach.

* 96. *

Während des letzten Krieges in Amerika zwischen Frankreich und England, hatten die wilden Abenakis eine kleine Parthey Engländer geschlagen. Die letztern konnten ihren im Laufe viel geschwindern Feinden nicht entfliehen; sie wurden eingeholt, und mit einer auch in diesen Gegenden ungewöhnlichen Grausamkeit begegnet. Ein junger englischer Offizier, den zween Wilden, mit aufgehobner Axt verfolgten, hofte nicht mehr sein Leben zu retten, sondern nur solches theuer zu verkaufen. In demselben Augenblick näherte sich ein alter Wilder, mit gespannten Bogen, er zielte, drückte aber geschwind seinen Bogen nieder, und warf sich zwischen den Engländer und die beyden ihn verfolgenden Wilden, welche mit Ehrerbietung zurücktraten. Der Alte nahm den Engländer bey der Hand, beruhigte ihn durch Liebkosungen, und führte ihn in seine Hütte, wo er ihn mit Freundschaft und Vertraulichkeit annahm. Er schien ihn nicht als seinen Sklaven, sondern als seinen Sohn oder Gehülfen zu betrachten, er lehrte ihn die Sprache der Abenaken, und ihre gemeinen rohen Künste. Sie lebten miteinander vergnügt, und in gegenseitigem Zutrauen, nur daß dem Engländer ein gewisses Betragen des Alten bedenklich war, der ihn oft mit starren Augen ansah, und dann einige Thränen fallen ließ.

Beim Anbruch des Frühlings ergriffen die Wilden wiederum ihre Waffen, um einen neuen Feldzug zu thun. Der Alte war noch stark genug, die Beschwerlichkeiten des Krieges zu tragen; er gieng mit ihnen und ließ sich von seinem Gefangenen begleiten.

Die Abenakis giengen mehr als zweyhundert Meilen, durch Wüsten und Wälder, und kamen endlich bey einer Ebene an, wo sie von ferne ein englisches Lager gewahr wurden. Der Alte zeigte es seinem Gefährten, und sah ihn starr an, um sein Betragen zu beobachten.

Siehe da, deine Brüder, sprach er zu ihm; sie warten auf uns, um mit uns zu fechten. Höre, ich habe dir das Leben gerettet, ich habe dich gelehrt ein Canot, einen Bogen und Pfeile zu machen, das Elendthier im Walde zu fangen, die Streitaxt zu führen, und dem Feinde das Haupthaar abzunehmen. Deine Hände waren schwach, wie eines Kindes Hände und dienten weder dich zu ernähren, noch zu vertheidigen, dein Verstand war dunkle Nacht, du wußtest nichts, und bist mir alles schuldig. Wirst du wohl undanbar genung seyn, dich mit deinen Brüdern zu vereinigen, und die Axt wider uns aufzuheben? — Der Engländer schwur, daß er lieber sterben, als das Blut eines Abenakis vergießen wollte.

Bey diesen Worten legte der Alte seine beyden Hände vor seine Augen, neigte sein Haupt betrübt zur Erden, und blieb eine lange Zeit in dieser Stellung. Hierauf sahe er den jungen Engländer mit-

mitleidig an, und sagte zu ihm, in einem von Schmerz und Zärtlichkeit vermischten Tone: Hast du einen Vater? — Er lebte noch, antwortete der Jüngling, als ich mein Vaterland verließ. — O wie unglücklich ist er, rief der Wilde, und nach einem kurzen Stillschweigen, sprach er: weist du, daß ich Vater gewesen bin? — Ich bins nicht mehr; ich habe meinen Sohn in der Schlacht fallen sehen, er fiel an meiner Seite. Ich habe ihn sterben sehen; er starb als ein Mann, er war mit Wunden bedeckt, als er fiel. Aber ich habe ihn gerächt — ja, ich hab ihn gerächt — Sein ganzer Leib zitterte bey diesen Worten, und fast erstickte ihn der Zwang, durch welchen er seine Seufzer zu verbergen suchte; sein Blick ward wild, und keine Thräne entfloß seinem erstarrten Auge. Er erholte sich nach und nach, wendete sich gegen Osten, wo eben die Sonne aufgehen wollte, und sagte zu seinem Gefangenen: Siehst du dort den schönen hellglänzenden Himmel? Findest du Vergnügen, ihn anzusehen? Ja, sagte der Engländer, ich finde Vergnügen den schönen Himmel anzusehen. Wohl denn — ich finde keins mehr, antwortete der Wilde, mit einem Strohm von Thränen. Einen Augenblick darauf zeigte er dem jungen Menschen einen in voller Blüte stehenden Baum. Siehst du diesen schönen Baum? Findst du Vergnügen, ihn anzusehen? Ja, ich finde Vergnügen, ihn anzusehen. — Ich nicht mehr, erwiederte der Wilde. — Geh, fügte er eilend hinzu, geh in dein Land zurück, daß dein Vater noch mit Ver-

gnügen die aufgehende Sonne und die Blüten des Frühlings sehe.

* 97. *

Sivard der Dicke, Graf von Northumberland, war ein tapferer Mann aus dänischem Geblüte. Er schickte seinen Sohn in den Krieg gegen die Schotten. Der Sohn bewieß sich als Held, und stritt mannhaft; aber zuletzt wurde er umringt und getödtet. Es währte nicht lange, als sein Tod dem Vater verkündigt wurde. — **Wo bekam mein Sohn seine Todeswunde, vorn oder hinten?** fragte sogleich der Alte. **Vorn,** erwiederte der Bote. — **Gut,** fuhr der Alte fort, **das freut mich; denn nicht anders war's ihm oder mir anständig.** —

* 98. *

Der berühmte Dichter **Metastasio** lebte zu Wien, in ziemlich beschränkten Umständen, als ihm unvermuthet eine Erbschaft von hundert und funfzig tausend Gulden zufiel; allein zugleich erfuhr er, daß der Freund, der ihn so viel vermacht, noch nahe Anverwandten, und zwar diese arm und bedürftig zurückgelassen habe. **Metastasio**, den dies äuserst beunruhigte, suchte von der Lage der Sache gewiß zu werden, reiste in dieser Absicht selbst nach Bologna, und hielt die genaueste Nachforschung, bis er endlich die Verwandten seines verstorbenen Freundes ausfindig machte. Kaum hatte er sie gefunden, so entdeckte er ihnen, was vor-

vorgefallen, und gab der Sache die Wendung: Sein Freund habe im Vertrauen zu seiner Redlichkeit ihm sein ganzes Vermögen hinterlassen, damit solches sicher in die Hände derer, die darauf das gegründetste Recht hätten, überliefert werden möchte. Er sey bloß hergekommen, um seiner Schuldigkeit gnüge zu thun, und das Vergnügen zu haben, ihnen das anvertraute Vermächtniß zuzustellen.

* 99. *

Der Graf von B.** brauchte das Bad zu N.**, als ein Wetterguß einem armen Einwohner sein Häuschen wegschwemmte. Der Graf, der fast alle nützliche Handwerke kann, schafte Materialien herbey, und mit Hülfe seiner Bedienten, welche alle Hand anlegen mußten, baute er die Hütte besser auf, als sie gewesen war. Diese Arbeit trieb er statt einer Bewegung auf die Kur, und wenn die Brunnengäste stehen blieben, um ihn mauren zu sehen, hielt er ihnen, mit der ihm eignen männlichen Grazie, den Hut dar. Mein Hauß muß meublirt seyn, sagte er, und durch die Allmosen, die er sammlete, wurde der Verunglückte in den Stand gesetzt, seinen Verlust zu vergessen.

* 100. *

Als die Komtesse von * * aus Niedersachsen, das Haus ihres würdigen Onkels, des Herrn von Sp. * * zu B.* *, in welchem sie die vortreflich-

ste Erziehung genossen hatte, verließ, begleitete sie dieser ihr bisheriger Pflegevater, den Deutschland als einen seiner ersten Dichter kennt, bey ihrem Abschiede mit folgenden Rathe.

An meiner Nichte sechzehnten Geburtstage. Kurz vor ihrer Abreise nach H — — r.

Du trittst nunmehr auf eine neue Bühne
Der Welt, und du beschifst ein ungetreues Meer —
O gieb, daß ich den Dank mir noch verdiene,
Daß ich dich nicht an Rettungsmitteln leer
Auf deiner Lebensfarth gelassen.
Denk an die Lehren oft,
Die ich Dir zu Kompassen
Mit väterlicher Treu verlieh;
Belohne mich für die verwandte Müh
Und sey — was ich von Dir gehoft.
Laß von den Baum, den ich erzogen,
Den ich so früh zur Tugend hingebogen,
Mich die gewünschten Früchte sehn.
Erworbner Beyfall soll mein eigen Glück erhöhn,
Stolz werd ich dann auf meinen Zögling blicken,
Wenn an der Tugend Hand geführt,
Dein edles Herz den Weisen rührt,
Laß ein'ge Lehren noch dir ins Gedächtniß drücken.

Vor

Vor allen Dingen, Freundin, flieh
Mit Sorgfalt und von ganzem Herzen
Die Eitelkeit und die Koquetterie.
Sie sind die Quelle tiefer Schmerzen,
Die Pest, die an der Seele nagt,
Bis sie die innre Würde schwächet,
Von ihrem Sitz die Unschuld jagt
Und dann zur Lasterthat erfrechet.
Auf dieser klippenvollen Fluth
Hat manches junge Herz gescheitert,
Das nicht der Tugend sanfte Glut,
Von diesen Schlacken früh geläutert.
Trau meiner Kenntniß, glaube mir:
Durch sie kann Thoren man bethören;
Doch alle Edle werden Dir
Verachtungsvoll den Rücken kehren.
Nein, zeig, Du habest einen Thron
Der Tugend in der Brust errichtet,
Dich ihr mit aller Macht verpflichtet,
Du schätzest die Religion,
Dir sey es jung ins Herz geschrieben:
Wenn wir ihr immer treu geblieben
Und dieses Lebens Vorhang fällt,
Sey sie der Anker, der uns hält!

Hierauf fand der Mentor der jungen Gräfin, an dem Morgen nach ihrer Abreise folgendes auf seinem Tische.

Sieh väterlicher Freund, in dieser warmen Zähre
Was dieses Herz empfind, doch nicht Dir sagen kann
Sie fließet Dir — der Dankbarkeit zur Ehre
Und fleht beym Lebewohl Dich noch um Seegen an.

So ist sie mir entflohn die Zeit der ersten Jugend
Wie jüngst ein Morgentraum vor meinem Blick verschwand,
Die Zeit, in welcher Du den Keim zu jeder Tugend
Früh legtest in das Herz mit väterlicher Hand.

Dir blühet dieser auf — trägt seine Frucht gen Himmel!
Zukünftger Erndte hin, wo jener Richter thront,
Der alles überschaut — die Still und das Getümmel,
Auch diese Thräne sieht und deine Großmuth lohnt.

Friederike Oy — n.

* 101. *

Der vortrefliche König der Britten, George der Dritte, pflegt im Winter um sieben, des Sommers aber um sechs Uhr aufzustehen. Er begiebt sich sogleich in ein geheimes Zimmer, zur Abwartung seiner Andacht, die beynahe eine Stunde dauert.

ert. Hierauf wartet er die öffentlichen Geschäfte ab — und endlich begiebt er sich in sein Kabinet, wo er irgend einigen neuen Entdeckungen nachgehet, oder sich mit einem Gelehrten unterhält. — Der König lebt ungemein mäßig, erlaubt sich selten mehr als vier Gläser Wein bey der Mittagsmahlzeit, und des Abends trinkt er nur ein wenig Wein mit Wasser. — Wo nicht Staatsgeschäfte ihn abrufen, so liest er der Königin einen von ihren Lieblingsschriftstellern vor. Da er von dem berühmten Owin, mit allen Annehmlichkeiten der Wohlredenheit, sprechen gelernt hat; so bezeugen alle, daß der König mehr wie Lehrer der Beredsamkeit, als Monarch liest und spricht. — Nach der Abendmahlzeit halten der König und die Königin gemeinschaftlich ihre Andacht, und jedes liest einen sittlichen oder die Religion behandelnden Schriftsteller, worauf sie sich zeitig zur Ruhe begeben.

Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob der König ein besseres Beyspiel als Vater, oder als Ehemann giebt. Als letzterer betrachtet, ist er ganz Sanftmuth, ganz Liebe und Nachsicht. Er hat ein Herz, das aller häußlichen Vergnügen fähig ist. Als Vater ist er ernstlich, ohne mürrisch zu seyn; vertraut, ohne seinem natürlichen Ansehen etwas zu vergeben, und voll Zuneigung, ohne jene Schwachheit, welche macht, daß Kinder frech werden. — Der König giebt sich viel Mühe, das Gemüth seiner Kinder zu bilden; wenn es daher

sei-

seine übrigen Geschäfte zulassen, so wendet er die Zeit gemeiniglich darauf, daß er seinen kleinen Lieblingen solche Lehren giebt, als ihre Kinderseelen anzunehmen fähig sind. — In den Gesinnungen beyder Majestäten ist eine so bewundernswürdige Uebereinstimmung, und ihre Gemüther sind in einem so vollkommnen übereinklingenden Ton gestimmet, daß es, wenn man die Verschiedenheit der Meinungen, in Ansehung der verwirrten Regierungsumstände, ausnimmt, unmöglich ist, den einen Karakter zu schildern, ohne zugleich den andern mit darunter zu fassen. Die Königin hat die untrüglichsten Proben ihres feinen Geschmacks und Urtheils durch den Druck, und die ihres vortreflichen Herzens, durch die Bildung ihrer Prinzen, und durch die unumschränkte Liebe gegen die Nation erwiesen.

* 102. *

Im Jahr 1570. entstand eine grosse Korntheure und Mangel in dem mayländischen Staat. Die Leute auf dem Lande und in den Bergen, vor Hunger beinahe aufgerieben, strömten in die Hauptstadt, und flehten an den Tempeln und Hausschwellen um Brod. Allein der Hunger war auch in die Stadt eingedrungen, und es waren nicht wenige, die um baares Geld nicht einmal Brod bekommen, und zu Essenszeit keinen Tisch decken konnten. Dieses allgemeine Elend jammerte den vortreflichen Kardinalerzbischof Borromäus ungemein, und er that alles, was er thun konnte,

um

um dasselbe zu mildern. Vor allen Dingen sorgte er dafür, daß die allgemeinen Herbergen der Armuth, Hospitäler, Lazarethe, u. s. w. nicht allzusehr hungern mußten. Darauf ließ er, in großen ehernen Häfen, Speise kochen, und zu gesetzter Stunde unter das reihenweise vor seinem Pallaste stehende Volk austheilen. Dies Uebel dauerte einige Monate, binnen welcher Zeit, täglich drey tausend Menschen, auf seine Unkosten, ernährt wurden. Als er durch diesen Aufwand selbst herunter gekommen war, ja sich in viele Schulden gesteckt hatte; so wendete er sich an die reichsten Bürger, und ward bey ihnen der Sachwalter der Armen. Das Wort in eines solchen Mannes Munde ist unwiderstehlich, und man schickte heimlich große Summen Geldes in den Pallast, die er zu Unterstützung der Dürftigen anwenden konnte. Als die Stadt hinreichend versehen war, gieng er auf die Dörfer um der Armuth der Landleute zu Hülfe zu kommen, die nicht nur der gegenwärtige Mangel, sondern auch die Aussicht der Zukunft drückte. Der strenge Winter hatte so viel Schnee gebracht, daß er mehr als Manns hoch lag; und es war zu besorgen, daß die Saat zu Grunde gehen, und daß im Frühling der geschmolzne Schnee die Flüße anschwellen, die Dörfer überschwemmen und den Rest der Feldfrüchte wegspielen dürfte. Allein was besorgt ward, erfolgte nicht. Die langsame Wärme löste den Schnee nur allmählig auf, die Flüsse schwellten unschädlich an, und die folgende Erndte war so reich, daß sie die Düftigkeit des

ver-

vergangenen Jahres reichlich ersetzte. Die Mayländer hielten sich überzeugt, das dies eine Würkung des Gebets ihres frommen und würdigen Erzbischofs sey.

* 103. *

Dem ruhmwürdigen Herrn von Moser machte eine Dorfgemeine ein starkes Präsent, für ein rechtliches Gutachten, das derselbe für sie ausgefertiget hatte; allein der rechtschafne Mann schickte das Meiste wieder zurück, weil er sich durch das Uebrige genungsam bezahlt erachtete, und für unbillig hielt, Leuten, die das Geld so sauer verdienen müssen, ein mehreres abzunehmen.

* 104. *

Eben dieser vortrefliche Mann erhielt, nach seinem unverdienten, mehr als fünfjährigen Arrest, auf der Vestung Hohentwiel, unter mehrern, wegen seiner Befreyung einlaufenden Glückwünschungsschreiben, auch folgendes von dem preiswürdigen Bernstorf. *)

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Etatsrath,

Gleichwie ich bishero über die schwere und harte Drangsalen, welche Euer Hochwohlgebohrnen um Ihres Vaterlandes willen standhaft und edelmü-

*) S. den edlen Charakter dieses verehrungswürdigen Mannes in den Anekdoten für Christen Th. 2. S. 221 f.

müthig überstanden haben, sehr gerührt gewesen bin; also erfreue ich mich von Herzen, daß diese Verfolgung endlich ein Ende genommen hat. Der Allerhöchste sey gelobet, der Ihnen Kraft verliehen, große und langwierige Leiden, unerschrocken und ohne Verletzung ihrer Pflichten, zu ertragen, und der, nachdem er Sie zu einem nicht nur in jetzigen Zeiten, sondern auch bey der Nachkommenschaft, aller Ehren würdigen Märtyrer einer guten und gerechten Sache gemacht, Ihnen auch nun mächtig herausgeholfen hat.

Er wolle Sie schon in diesem Leben, noch mehr aber in dem künftigen — nach welchem ich weiß, daß Sie seit vielen Jahren ernstlich trachten — für diese Ihrem Vaterlande erwiesene Treue belohnen, und Sie Ihrem würdigen und berühmten Herrn Sohn und ganzen Familie zum großen und immerwährenden Seegen setzen.

Dem Könige, meinem Herrn, welcher Verdienste zu erkennen weiß, ist es eine angenehme Nachricht gewesen, in Euer Hochwohlgebohrnen Befreyung die Wirkungen seiner Bemühungen und Vorworts endlich zu sehen. Ihro Majestät befehlen mir, Sie so wohl dessen, als Dero ganz besondern Achtung und Gewogenheit, zu versichern, und ich, der seit fünf und dreyßig Jahren, Ew. Hochwohlgebohrnen kenne und ehre, Sie aber anjetzo höher wie jemalen schätze, mache mir eine wahre Freude, Ihnen nicht so wohl zu der wiedererlangten Freyheit, als zu dem billig erworbenen

Verdienst und Ruhm, Glück zu wünschen, und Sie der aufrichtigen Ergebenheit zu vergewissern, mit welcher ich es für eine Ehre halte zu seyn

Ew. Hochwohlgebohrnen

Copenhagen gehorsamster Diener,
den 30. Oktober 1764. Bernstorff.

* 105. *

Der Marquis von Royault Gamache, ein französischer Infanteriehauptmann, reisete einst mit seiner Gemahlin Choiseul, durch Oberburgund, und muste die fürchterliche Passage bey Enans machen. Man fährt hier an den äusersten Abhange eines Felsens, der nicht nur durch sein Präzipize, sondern auch durch die an ihm, und unter ihm hervorragenden Felsenstücke besonders schrecklich ist. Die ganze Gegend ist felsicht, und diese Passage ist die gefährlichste in der Gegend von Baume. Durch Versehen des Kutschers, welches an solchen Orten sehr leicht geschehen kann, stürzte die Kutsche, über achtzig Klastern tief, die Felsenbänke hinunter, und man konnte also nichts wahrscheinlicher vermuthen, als daß alles elendiglich zerschmettert seyn würde. Die Einwohner von Enans hatten den Sturz bemerkt, und eilten herzu, um Hülfe zu beweisen, wenn etwa noch jemanden zu helfen seyn sollte. Man kletterte mit unsäglicher Mühe von unten die Felsenbänke hinauf, und fand zum höchsten Erstaunen, die Menschen sämtlich unverletzt. Der

Mar-

Marquis lag unbeschädigt in einer leichten Ohnmacht, und seine Gemahlin hieng, ohngefähr funfzig Schritte von ihm, an einem Strauche, an welchem sie mit ihrer Rocke hängen blieben war, und befand sich, außer dem Schrecken, ganz munter. Weiter oben, auf einem Stück Felsen lag die Kammerfrau, die mit in der Kutsche gesessen hatte, und gleich beym ersten Fall herausgeworfen wurde, und sich nur leicht beschädiget hatte. Der Bediente, welcher hinten auf gestanden hatte, war abgesprungen, und der Sprung so glücklich gewesen, daß er sich noch an dem Rasen der Straße hatte fest halten, und vorm gänzlichen Herunterstürzen erwehren können. Selbst der Kutscher hatte das Unglück noch zu rechter Zeit gemerkt, und war vom Pferde gesprungen, für Angst aber entlaufen. Bloß die Pferde waren getödtet, und der Wagen zerbrochen, die Menschen aber alle gerettet. So denkwürdig dieser Vorfall ist, so bemerkenswerth war das Verhalten der herbeyeilenden Einwohner von Enans. Mit der größten Sorgfalt nahmen sie sich der Verunglückten an, und lieferten ihnen alle ihre Effekten und Kostbarkeiten treulich wieder.

* 106. *

Als der berühmte Bischof Bull in England noch Pfarrer zu St. George bey Bristol war, hatte er seine Wohnung nah an einer Pulvermühle. Er befand sich schon einige Monate in derselben, als ihn der Edelmann des Orts, Herr Morgan, ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit nebst seiner Gemahlin besuchte. Da diese edel-

müthige Personen die Gefahr sahen, der er in dieser Wohnung ausgesetzt war; so baten sie ihn aufs freundschaftlichste, sich in ihr Haus zu begeben, und versprachen ihm alle nöthige und angenehme Aufwartung. Bull schlug dieses freundliche Erbieten auf einige Zeit mit Bescheidenheit aus; endlich aber ließ er sich ihr wiederholtes Bitten doch bewegen es anzunehmen, und dies war das Mittel zur Rettung seines Lebens. Denn wenig Tage nachher, als er zum Herrn Morgan gezogen war, flog die Mühle in die Luft, und sprengte auch sein Wohnzimmer mit weg; und dies an eben einem solchen Tage, und zu einer solchen Stunde, wo er ordentlich mit seinem Studiren beschäftiget zu seyn pflegte.

* 107. *

Als bey der parisischen Bluthochzeit, mit der Ermordung des vortreflichen Admiral von Chatillon der Anfang derselben gemacht wurde, war Beme, ein Deutscher von Geburt, welcher beim Herzoge von Guise erzogen war, der vornehmste Vollstrecker dieser abscheulichen That. Jedoch seine Missethat blieb nicht lange ungerochen. Bereits im Jahre 1575. ward er in Saintonge von der Besatzung zu Bouteville gefangen. Er versprach ein großes Lösegeld, und dem Montbrun die Freyheit zu verschaffen, welchen die Catholiken im Delphinate gefangen hatten. Die einzige Begierde, diesen vortreflichen Mann zu retten, verhinderte, daß man ihn nicht hinrichten

ten ließ; dieser aber wollte selbst nicht gegen einen so verfluchungswürdigen Mörder ausgelöset seyn. Endlich bestach Beme einen Soldaten, der ihn auf einem guten Pferde, mit einer Pistole im Sattel davon brachte; allein Bertangville, der Statthalter des Ortes hatte kaum seine Entwischung erfahren, als er ihm selbst nachsetzte. Er ereilete sie, und ohnerachtet er nur einen Degen gegen beyde hatte; so entwischte doch der Soldat. Beme dagegen rief ihm zu, du weist, daß ich ein liederlicher Bursche bin, und lösete seine Pistole auf ihn. So gleich antwortete ihm Bertanville, ich will dir es verbieten, daß du es nicht mehr seyn sollst; und so mit stieß er ihm den Degen bis an das Gefäße in den Leib.

* 108. *

Im Jahre 1779. war der Winter in Graubünden so strenge, daß verschiedene Menschen erfroren. Unter andern würde ein Fleischhauer eben dies Schicksal erfahren haben, wenn ihn nicht ein vorbeyreisender Geistlicher gerettet hätte. Er nahm ihn mit in sein Hauß, und sorgte für seine Erholung. Der Fleischhauer legte sich mit allen Empfindungen wahrer Dankbarkeit ins Bette, hörte um Mitternacht ein starkes Geräusch im Hause, stund auf, und schlich mit seinem Fleischerknittel zu der Stube seines Erretters. Hier fand er die Magd des Pfarrers, die ihn versicherte, ihr Herr schliefe. Den Fleischhauer aber trieb eine verborgene Ahndung, dennoch ins Zimmer zu treten.

Hier fand er seinen Wohlthäter gebunden auf der Erde, und zugleich zwey Kerle, die Geld zähleten. Er schlug sie beyde glücklich nieder, und befreyete den armen Geistlichen, der aber doch nicht zugab daß diese Diebe gerichtlich angegeben werden sollten.

* 109. *

Eine arme Frau hatte vieles von der Großmuth des Kardinal Farnese rühmen hören, und wagte sich daher einst in sein Audienzzimmer, in Begleitung ihrer Tochter, eines Mädchens von siebzehn Jahren. Der Kardinal bemerkte die beyden Frauenzimmer sehr bald unter dem übrigen Haufen, wegen ihrer anständigen Miene, und ins besondre wegen der bescheidenen Demuth der jungen Person. Er näherte sich ihnen, und ermunterte sie mit einem Tone, der fähig war, sie dreist zu machen, ihm zu melden, ob er ihnen worinn dienen könne? — Die Mutter antwortete, sie wären, durch wiederholte Unglücksfälle, die zu weitläuftig zu erzählen wären, dahin gebracht, daß sie noch vor der Nacht aus einer kleinen Wohnung, die sie mit ihrer Tochter in der Vorstadt hätte, verjagt zu werden fürchten müßten, wenn sie sich nicht entschließen wollte, ihre Tochter ihrem Wirth, welcher ein Bösewicht wäre, und ihr liebes Kind unglücklich machen würde, zur Frau zu geben, weil er das von ihr verlangte. Nur fünf Dukaten, sagte sie — und Ihre Eminenz könnten mir und meiner Tochter das Leben und die Ruhe wieder geben. — Der Kardinal, von der Tugend und Uneigennützigkeit

der

der Mutter, und der unschuldsvollen Bescheidenheit der Tochter gerührt, schrieb so gleich ein Billet, und befahl der Mutter, es zu seinem Haushofmeister zu bringen, indem er sie zugleich ermahnte, sie möchten beyde so gute Gesinnungen behalten, so könnten sie sich ferner seiner Gewogenheit versichern. Die gute Frau, vor Freuden ganz außer sich, bezeugte ihm, nebst ihrer Tochter ihre ganze Erkenntlichkeit auf das lebhafteste, und eilte so gleich, mit dem empfangenen Billet, zu dem Haushofmeister, der es in seine Brieftasche steckte, und ihr funfzig Dukaten hinzahlte. — Nein, mein Herr, sagte sie, als sie das Geld sah, Sie irren sich; in der Anweisung stehen nur fünfe. Ich habe Seine Eminenz um mehr nicht gebeten. — Sehen Sie hier, Madame, sagte der Haushofmeister, indem er ihr das Billet zeigte; meine Ordre enthält, Ihnen funfzig auszuzahlen. — O, so hat sich gewiß der Herr Kardinal geirrt! Nein, Madame, ich kenne meinen gnädigsten Herrn zu gut; setzen Sie mich nicht in Gefahr, ihm zu misfallen. — — Sie beschlossen endlich beyde, um ihren Streit zu endigen, sich der Entscheidung des Kardinals zu überlassen. Dieser nahm darauf seine Anweisung zurück, stellte eine andere auf fünfhundert Dukaten aus, und sagte zu ihnen: Beyde haben Recht, ich hatte mich wirklich geirrt. Ihr Betragen, Madame, beweiset es. Gehen Sie geschwind, bezahlen Sie Ihren Wirth und verlassen Sie ihn; befriedigen Sie Ihre Gläubiger, denn man hat deren immer welche, und mit dem Uebrigen statten Sie Ihre Tochter aus.

110.

Der tapfere chursächsische Generalfeldmarschall, Graf Reuß von Plauen, Heinrich der Sechste, aus dem Hause Graiz, welcher in der Schlacht bey Zenta 1697. tödlich verwundet wurde, hatte stets in christlicher Bereitschaft zum Tode gelebet, und empfand, bereits vor dem gedachten Feldzuge, ein sehr reges Verlangen nach seiner seligen Verewigung. Dies wurde anjetzt um so viel stärker, je mehr er sich der Erfüllung seiner Wünsche nahte. Er bezeugte dies vorzüglich gegen den Generalstaabssekretair Nehmitz, und als dieser bezeugte, wie allgemein seine baldige Genesung und langes Leben gewünscht werde, versetzte er: „Mein lieber Sekretair, Sie und andre mögen es zwar gut mit mir meynen — ich glaub auch wohl, daß allen den Meinigen mein Tod sehr zu Herzen gehen wird; da ich aber doch einmal sterben soll und muß, so ist ja keine Gelegenheit besser, als diese, da ich zuerst Zeit und Raum zur Buße habe, also mich ganz bereit zu einem seligen Ende anschicken, und, was den zeitlichen Ruhm betrift, auch auf dem Bette der Ehren sterben kann. Lasset mich also gerne sterben, und ruft mich nicht von Gott zurück; sondern betet für mich, daß er mein sehnliches Verlangen erfüllen wolle. — Kurz zuvor, ehe sein Ende erfolgte, schien es, als ob er in eine Ohnmacht fiele, weswegen ihn einer der Umstehenden mit starker Stimme fragte: ob er Christum noch im Herzen hätte? — O du Einfältiger, antwortete der sterbende

de Generalfeldmarschall, wäre der, welchen du bey mir suchest, nicht stets mein Trost gewesen — wäre er auch jetzo, und bis an mein bald verhoffendes Ende, nicht meine Stärke, Heil und Leben, ich würde gewiß nach dem Himmel mich so begierig nicht sehnen, weniger desselben gewissen Besitzes mich getrösten können. — Er sahe den Tod mit Freuden kommen, verharrete im Gebet und Flehen, drückte sich selbst die Augen zu, und verschied, mit gefaltenen Händen, sanft und selig, den 21. Oktober, in einem Alter von acht und vierzig Jahren.

* III. *

Als Massillon, der nachher Bischof zu Klermont wurde, seine berühmte Predigt von der geringen Zahl der Auserwählten hielt; so kam in derselben eine Stelle vor, bey welcher sich der heftigste Affekt aller seiner Zuhörer bemächtigte. Fast ein jeder richtete sich, mit einer Bewegung, deren er sich nicht bewußt war, in die Höhe. Das Geräusch und das Entsetzen in der ganzen Kirche war so stark, daß der Redner beynahe selbst verwirrt gemacht wurde. Die Stelle, bey welcher dies geschah, war folgende. — „Ich setze den Fall, meine Zuhörer, daß jetzt gerade diese Stunde für uns alle die letzte sey; daß sich der Himmel über unsern Häuptern eröfnete — daß die Zeit vorbey sey, und die Ewigkeit anfange; daß Jesus, unser Heiland, in diesem Augenblicke erschiene, und daß um uns nach unsern Werken zu richten, wir hier alle versammlet wären, um das Urtheil

des ewigen Lebens, oder des ewigen Todes, aus seinem Munde zu vernehmen. — Und nun frage ich euch, meine Zuhörer, eben so vom Schrecken gerührt, wie ihr selbst, indem ich mein Schicksal nicht von dem Eurigen trenne; sondern mich in eben dieselben Umstände setze, in denen wir alle einmal vor Gott, unserm allwissenden Richter, werden erscheinen müssen; ich frage euch, wenn Jesus, in diesem Augenblicke, mit aller seiner Herrlichkeit erschiene, um die erschreckliche Trennung, zwischen den Gerechten und den Sündern zu machen; glaubet ihr wohl, daß der größte Theil selig würde? — Glaubet ihr, daß die Zahl der Gerechten der Anzahl der Sünder wenigstens gleich käme? — Glaubet ihr, daß, wenn er jetzt die Werke der großen Menge, welche sich in dieser Kirche befindet, untersuchte, er auch nur zehn Gerechte, unter Euch, finden würde? — Ja, ich frage, würde er auch nur einen Einzigen darunter finden? — —

* 112. *

Der Weg zur Ruhe der Seelen.

Der Herzog von Sachsenzeiz, **Moriz Wilhelm**, der auf einige Zeit die evangelische Religion verließ, aber gar bald seinen einigen Trost wieder in derselben suchte und fand, sagte bey dieser Gelegenheit, einst zu dem verewigten Professor, **August Herrmann Francke**: daß er auf alle Weise gesucht, seine Seele zu beruhigen, daher er auf allerhand

hand Arten der Religionen gefallen, und Bücher von allerhand Sekten gelesen habe, um etwas zu finden, dadurch seine Seele beruhiget werden möchte; ja, er könne nicht in Abrede seyn, daß er, in dieser Rücksicht, selbst auf socinianische Principien verfallen, und viele socinianische Bücher gelesen, indem er darinn ein solch Opium anzutreffen vermeinet, wodurch sein Gemüth befriediget werden könnte. — Der selige Francke antwortete hierauf sehr gründlich, und sagte, daß sich Se. Durchlauchten darüber nicht wundern dürften; denn die Ruhe der Seele könnte nicht durch Annehmung dieser oder jener Meynungen erlangt werden, sondern durch wahre Buße, und dadurch, daß man realiter die Kraft des götlichen Wortes in seiner Seele schmecke und erfahre. — Und als der Herzog davon überzeugt war, sprach er, mit vieler Freymüthigkeit, noch ferner zu ihm: Ihro Durchlauchten werden in Ewigkeit zu keiner Ruhe der Seele kommen, wo Sie nicht von Ihren Debauchen, Unmäßigkeit und ungöttlichem Leben ablassen; denn das erfordert die wahre Religion, und erwartet man vergebens Ruhe der Seele, wo nicht das Herz von allen Sünden frey wird. —

Dies, mit großer Parrhasie abgelegte Bekenntniß des frommen Mannes, rührte das Herz des bekümmerten Fürsten, mit solcher Kraft, daß er alsbald gestand: ja, das ist der einzige Weg

zur

zur wahren Ruhe, und ich will, durch Gottes Gnade davon ablassen.

* 113. *

Der Kaiser Friedrich ward einst gefragt, welches seine größten Freunde wären? diese, die Gott fürchten, als mich — war seine Antwort.

* 114. *

Trauriges Denkmal schrecklicher Leidenschaften und Zeiten.

San Pietro, ein in französischen Diensten stehender Korse, von Bastia gebürtig, hatte mit der Muttermilch einen tödtlichen Haß gegen die Genueser geerbt; und, indem er von Kindheit an die Waffen wider sie führte, wurde er, wegen seiner Tapferkeit und Kriegeswissenschaft einer der gefährlichsten Feinde der Republik. Seine Thaten machten ihn berühmt, und erwarben ihm das Herz der Tochter des Vicekönigs, der schönen und reichen Vanina Ornano, die er, ohngeachtet seiner dunkeln Herkunft, zur Gemahlin bekam. Bey so vortheilhaften Umständen hätte San Pietro ruhig leben können, wenn er sich nicht fest eingebildet hätte, die Genueser würden ihm ihre Niederlagen nie verzeihen. Voll von diesen Gedanken und neuen Entwürfen floh er mit Frau und Kindern nach Frankreich. Während der damaligen bürgerlichen Kriege in diesem Reiche, diente er dem Hofe mit vielem Glück; da ihn aber die Begierde,

sein Vaterland zu befreyen nicht verließ, so erweckte er den Genuesern stets Verdruß, und reiste sogar nach Constantinopel, um den Großsultan zur Absendung einer Flotte wider sie zu bewegen. Während dieser Reise schickte die Republik Genua, die alle Schritte des Mannes beobachten ließ, heimlich Personen an seine zu Marseille zurückgebliebene Gemahlin, die sie zur Rückkunft in ihr Vaterland ermahnten, unter dem Versprechen, man würde ihr ihre Güter wiedergeben, und in der Hofnung, dieses Zutrauen würde Begnadiguug für ihren Mann wirken können. Die leichtgläubige Vanina ließ sich bereden, schickte ihr Hausgeräthe und ihren Schmuck voraus, und reiste mit ihren Kindern nach Genua. Ein Freund des San Pietro ward zur rechten Zeit hiervon unterrichtet, eilte der Flüchtigen mit einem Schiffe nach, holte sie ein, brachte sie nach Frankreich zurück, und übergab sie der Aufsicht des Parlaments zu Aix. So bald San Pietro von Konstantinopel zurück kam, erfuhr er die Sache, und gerieth in den heftigsten Zorn. Einer von seinen Bedienten, der einige Kenntniß von dem vereitelten Entwurf seiner Gemahlin gehabt und sich nicht widersetzt hatte, wurde sogleich von ihm niedergemacht. Sodann begab er sich nach Aix, und forderte seine Frau wieder. Das Parlament, das von diesem Rasenden alles Schlimme befürchtete, wollte ihm erstlich nicht willfahren; als aber Vanina, über alle Furcht erhaben, selbst wieder mit ihrem Manne vereinigt seyn wollte, so konnte man ihr dies nicht

nicht versagen, und sie reisten mit einander nach Marseille. Bey ihrer Ankunft fand San Pietro das Haus leer, und dies erneuerte seine ganze Wuth. Ohne sich von der Ehrfurcht, die er stets gegen seine vornehme Frau gehegt, zu entfernen, warf er ihr das Vergehen vor, und erklärte ihr, daß sie es nicht anders, als durch den Tod büßen könne; und sogleich befahl er, daß zween Sklaven dieses schreckliche Urtheil vollziehen sollten. Vanina sah keine Rettung für sich, und bat daher ihren Mann, nur um diese einzige Gefälligkeit, daß er sie nicht durch die Hände solcher Menschen umbringen lassen, sondern daß er dies selbst thun möchte. Der Barbar entfernte die Sklaven, warf sich seiner Gemahlin zu Füßen, bat sie in den demüthigsten Ausdrücken um Verzeihung, und ließ ihre Kinder kommen, um von ihnen Abschied zu nehmen. Er weinte mit der Unglücklichen über die traurigen Unterpfänder ihrer Zärtlichkeit, warf ihr einen Strick um den Hals, und erdroßelte sie mit eignen Händen. Sogleich eilte er an den Hof; aber die Nachricht von seinem Verbrechen war schon vor ihm dahin gekommen. Man ließ ihm andeuten, nicht zu erscheinen; dennoch drängte er sich zu, und stellte sich vor den König, der über die Kühnheit erstaunte, und ihm Gehör gab. Er sprach von seinen Diensten, stellte sie als wichtig vor, öfnete seine mit Narben bedeckte Brust, und sagte: Was nützt dem König und dem Staat das gute oder schlimme Verständniß des San Pietro mit seiner Frau? Jedermann ent-

entsetzte sich über eine mit so vieler Kühnheit unterstützte Missethat, und dennoch begnadigte man den Mörder. Dieß geschah im Jahr 1567, und der Sohn dieses Ungeheuers, Alphons von Ornano, ward ihm in dergleichen Abscheulichkeiten ähnlich.

* 115. *

Ernsthafte Unterhaltung.

Als sich der bekannte unglückliche Patkul bereits am pohlnischen Hofe aufhielt, hatte die königliche Suite, unter welcher sich Patkul befand, einst eine weite Tour gemacht, und muste in einem elenden Dorfe übernachten. Da die Gesellschaft hungrig war, der Küchenwagen aber nicht sogleich nachfolgen konnte, entschloß man sich, die Zeit hinzubringen, zu einem ernsthaften Gespräch. Man bat den Patkul, da man seine Gelehrsamkeit kannte, das Thema dazu anzugeben; indem er aber dies aus Höflichkeit verbat, nahm ein anderer das Wort, und sprach, wir wollen die Frage aufwerfen: ob ein ewiges Leben aus der Vernunft könne erwiesen werden? — Auch jetzt verlangte man die Meynung des Patkuls zuerst, und dieser bewieß es, aus dem Zeugniß aller Völker die allzeit nach etwas Besserem getrachtet und dasselbe gesucht hätten. Man machte ihm verschiedene Einwürfe; allein er beantwortete sie alle, mit vieler Klugheit, und brach zuletzt in folgende Versicherung aus: Wenn man auch ein ewiges Leben

Leben, weder aus der Schrift, noch aus der Vernunft beweisen könnte, so wollte er doch lieber glauben, daß eines sey, denn wäre eins, so hätte er wohl gethan, daß er es geglaubet; wäre aber keines, so würde es ihm nicht schädlich seyn, wenn er in seiner Hofnung betrogen wäre. —

Eben dieser unglückliche Mann, überreichte, kurz vor seinem schrecklichen Tode, dem Prediger Hagen, der ihm in seinen letzten Augenblicken beystand, sein neues Testament mit den Worten: Zu mehrer Dankbarkeit — er hatte ihm bereits hundert Dukaten verehrt — Zu mehrer Dankbarkeit, will ich Ihnen, meinen allerliebsten Schatz, den ich über alles in der Welt hoch halte, verehren. Es ist mein *novum testamentum graecum cum versione Ariae Montani.* Dies ist mein Vade mecum gewesen in meinem Elende. —

* 116. *

Merkwürdige Veränderung.

Der berühmte Fabeldichter la Fontaine erfuhr in seinem hohen Alter, eine besondere Veränderung seiner bisherigen Gesinnungen, in Absicht des Werths seiner herausgegebenen Fabeln. Er ward in seinem fünf und siebzigsten Jahre krank. Der Pfarrer des Kirchspiels St. Roch zu Paris schickte seinen Vikar zu ihm, der, ob er gleich noch jung war, sich doch mit Fontaine so vortreflich über die Religion unterhielt, daß er ein besonderes

Ver-

Vertrauen zu ihm gewann. Fontaine hatte mehrere Zweifel wider die Religion. — „Ich habe, sagte er einmal, das neue Testament gelesen, und ich kann sie versichern, daß es ein gutes Buch ist; ja, bey meiner Treu, es ist ein gutes Buch. Es hält aber einen Artikel in sich, dem ich nicht Beyfall geben kann, nämlich den von der ewigen Höllenpein. Ich begreife es nicht, wie diese Ewigkeit mit der Güte Gottes übereinkommen könne.“ — Der Vikar löste ihm, wiewohl eben nicht mit der größten Gründlichkeit, diesen Zweifel auf, wenigstens schien es, als wenn Fontaine nichts mehr dawider einzuwenden hätte. Er sprach hernach noch von andern Religionswahrheiten mit ihm, die er denn auch gerne annahm. Endlich nach zwölf Tagen wollte er das heilige Sakrament empfangen, und sagte in der Unterredung mit dem Vikar: er sey in allem, wovon er ihm bisher gesagt habe, vollkommen überzeugt, und wolle sich nun um so mehr bemühen, als ein Christ zu leben und zu sterben, da er fühlte, daß er gar stark von der Gnade Gottes dazu angetrieben werde, und wohl sähe, wie nöthig es sey, eine allgemeine Beichte zu thun, welches Werk ihm aber unendliche Sorge mache, indem es nichts geringes sey, um die Erzählung eines fünf und siebzigjährigen Lebens. — Als der Vikar ihn hierüber unterrichtete und tröstete, so redete er ihn zugleich, wegen seiner Fabeln, also an: „das schändliche Buch, die Erzählungen, welches zu großer Frechheit und unendlichem Verderben führe, und fast unzählige mal gedruckt worden, auch jetzt in Holland wieder aufgelegt werde,

erfordere zwey Dinge von Fontainens Buße. Einmal, daß er vor der Beichte eine Art von Kirchenbuße thäte, oder wenn er wieder gesund würde, in der Versammlung der Akademie seinen Abscheu und Reue darüber bezeugte, daß er dies Buch geschrieben habe; — sodann müßte er redlich versprechen, daß er niemals wieder zum Druck und Vertrieb desselben etwas beytragen, auch niemals einigen Geldvortheil daraus ziehen, sondern künftig sein Talent zur Dichtkunst nur zu gottseligen Betrachtungen anwenden wolle. — Fontaine fand diese Forderungen anfänglich sehr schwer. Er konnte sich nicht einbilden, daß sein Buch ein so schändliches Werk seyn sollte, indem, als er es schrieb, er nie in seinem Gemüth einen widrigen Eindruck gehabt habe. Der Beichtvater bewies ihm aber nach seiner Art sehr ernsthaft und feyerlich, daß durch dies Buch die Sitten derer, die es läsen, so lange die französische Sprache in der Welt wäre, verderbt würden, zumal die giftigen Sachen so witzig und schön darinn vorgetragen wären. — Fontaine ließ sich also willig finden, den verlangten Wiederruf zu thun; allein der Vikar forderte ihn auch auf, eine von ihm neuverfertigte Komödie, die nächstens den Schauspielern, zur Vorstellung, eingereichet werden sollte, wegzuwerfen, und sie diesem Gebrauche zu entziehen. — Hierüber machte Fontaine mehr Schwierigkeiten, und fragte bey der Sorbonne an, ob sie das Verlangen des Vikars billigte; als er aber von dieser eine bejahende Antwort erhielt, warf er die Komö-

die sogleich ins Feuer. — Als er bald darauf das Sakrament empfangen sollte, ließ er einige Herren von der Akademie zu sich bitten, und that in ihrer Gegenwart vor der Beichte, folgende Bekenntniß: „Es ist der ganzen Welt bekannt, daß ich „das Unglück gehabt, ein Buch von schändlichen „Erzählungen zu machen. Als ich es schrieb, hielt „ich es nicht davor. Die Augen sind mir darüber „geöfnet, und ich bitte deshalb Gott, die Kirche, „und Sie, meine Herren, um Vergebung. Ich „wünsche dieses Werk nie geschrieben zu haben, „und, wenn es in meiner Macht stünde, es gänzlich „zu unterdrücken. Ich verspreche, nichts mehr „zum künftigen Druck desselben beyzutragen, und „entsage allem Geldvortheil, aus einer etwanigen „Ausgabe desselben. Sollte ich wieder gesund „werden, so werde ich sorgen, diesen Wiederruf auf „eine nachdrücklichere Weise zu thun, auch die Ga„be zur Dichtkunst nur zu geistlichen Materien an„zuwenden." — Ob dieser Wiederruf Fontainen wirklich von Herzen gegangen, konnte noch bezweifelt werden, wenn er gleich darauf gestorben wäre; allein er ward wieder gesund, und lebte noch zwey Jahre. Er erneuerte darauf in der Akademie seinen Wiederruf öffentlich, und las daselbst ein geistliches Gedicht vor, welches er gemacht hatte. Gleich nach dem ersten Wiederruf, schickte ihm der damalige junge Herzog von Bourgogne, einen Beutel mit funfzig Louisd'or, und ließ ihm sagen, sein Wiederruf habe ihm viel Freude gemacht; und um ihm einen Geldverlust, dem er sich bey der neuen, nicht

zu verhindernden Ausgabe seiner Erzählungen, unterwürfe, schadlos zu halten, schickte er ihm dies Geschenk, welches ihm von dem Gelde, das ihm der König zu seinen Ergötzlichkeiten monatlich reichte, übrig geblieben wäre.

* 117. *

Nicht so redlich als la Fontaine handelte der Kommissair der Marine in Rochefort, des Landes, ob er gleich weit mehr Ursache dazu hatte, als jener. Er war ein sehr gelehrter Mann, und hatte verschiedene philosophische Schriften herausgegeben, die aber insgesamt zum Nachtheil der Religion gereichten. Als er im Frühjahre 1757. seinem Tode nahe kam, schlug ihm der Prediger, der ihn besuchte, vor, alles, was er in seinen Schriften wider die Wahrheiten des Glaubens vorgetragen habe, zu wiederrufen und zu verdammen. Gegen diesen Vorschlag wendete er zwar nichts ein, sondern gestattete vielmehr, daß man eine Wiederrufungsakte verfertigte; allein, als dies geschehen war, sagte er, es ist gut, wir wollen sie durchsehen, zauderte aber damit von einer Zeit zur andern, und starb, ohne daß er sie unterschrieben hatte.

* 118. *

Der würdige Vicekanzler von Horn in Glückstadt, wurde seiner eigenen Nachricht zu Folge, schon im neunzehnten Jahre seines Alters, auf der Universität Halle, durch den Dienst der damals lebenden Knechte Gottes, eines Franke — Anton

ton — Breithaupt und anderer kräftig erweckt und zu Gott gezogen; und von dieser Zeit an, achtete er alles für Schaden, gegen der überschwenglichen Erkenntniß Jesu Christi, und setzte seinen Lauf nach dem vorgesteckten Ziel, der Seligkeit der Seelen, auch unter allen nachfolgenden Abwechselungen, unverrückt fort. Er pflegte über diese seine Bekehrung den Reichthum der Barmherzigkeit Gottes sehr oft, und jedesmal mit gerührter Seele zu preisen. Die Worte des heiligen Paulus: das ist je gewißlich wahr, und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der Vornehmste bin — hatte er sich vorlängst zum Leichentext erwählt.

Er schrieb nächst dem seine Herumholung dem Gebet seiner frommen Mutter zu, welche er, in dieser Rücksicht, mit der Monika verglich — die zehn Jahre lang für ihren ungerathnen Sohn, den nachmals berühmten Kirchenlehrer, Augustinus, bittere Thränen vergoß, und bis zu ihrer Erhörung, unabläßig und heftig zu Gott rief. — Seine äusere Berufsarbeiten verrichtete er jederzeit mit äuserster Treue; indessen war bey der sorgfältigsten Wahrnehmung des Dienstes seines Herrn, die Ehre Gottes und die Ausbreitung seines Reichs sein vornehmstes Augenmerk, als wozu er, mit ununterbrochenem Eifer, soviel beyzutragen suchte, als seine Kräfte, und das Verhältnis, in welchem er stand, ihm erlaubten.

Seine Standhaftigkeit unter Prüfungen des Glaubens und der Geduld, war vor andern, durch die Gnade Gottes in ihm gewirkten Eigenschaften, besonders hervorleuchtend. Er kannte das durch Christum versöhnte Vaterherz Gottes, und der Gedanke: Gott kanns nicht böse meynen — war ihm tief eingeprägt. Er blieb daher auch unter den empfindlichsten, und oft lang anhaltenden Leiden, in stiller Gelassenheit und demüthiger Unterwerfung unter den göttlichen Willen. Bey der geringsten Anfechtung von Ungeduld pflegte er sich nicht nur öfters selbst zuzurufen: Stille, stille, liebes Herz, sonst vermehret sich dein Schmerz — sondern er wuste sich auch, durch die göttlichen Verheißungen gar kräftig aufzurichten, und von neuem zum Lobe Gottes zu ermuntern. — Den Grund seines Heils setzte er bey dem Allen, allein auf Christum den Gekreuzigten, und hielt sich nicht dafür, daß er, ausser ihm, etwas wüste. — In dieser seligen Fassung verließ er die Welt am ersten December 1775.

* 119. *

Als der selige Superintendent Lange in Brandenburg noch in Hamburg Montagsprediger war, gerieth er in die traurigste Lage, indem er von allen Seiten her beneidet und verfolget wurde. Er war ein sehr rechtschaffner Mann, und drang mit großem Ernst auf ein thätiges Christenthum, dessen er sich selbst mit vorzüglicher Sorgfalt befliß. Bald beschuldigte man ihn schwärmerischer, quakerischer

rischer Grundsätze; dann wieder anderer, vorzüglich socinianischer Principien. Es fanden sich nämlich damals verschiedene Personen in Hamburg, welche die letztern fast ungescheut in ihren Konversationen ausbreiteten. Mit diesen wurde Lange, vermittelst einiger Kaufleute, die durch ihre Zweifel beunruhiget worden waren, bekannt; allein er setzte sich ihnen mit solchem Nachdruck entgegen, daß sie entweder seine Gesellschaft gänzlich vermieden, oder doch in seiner Gegenwart nichts von ihren Meynungen und Sätzen vorbrachten, weil sie wußten, daß sie damit gegen ihn nicht aufkommen konnten. Eben so hatte er mehrere Andere, die durch dieser ihre Zweifel wankend geworden waren, in der göttlichen Wahrheit befestigt. — Nichts destoweniger warf man den Verdacht auf ihn, als ob eben er dergleichen Grundsätze erst in Hamburg bekannt gemacht und andere dazu verleitet hätte; jedoch seine Unschuld kam endlich auf folgende Weise an den Tag. Es geschahe nämlich, daß einer von den gedachten Leuten tödtlich krank wurde. Dieser ließ den Abend vorher, als er noch vor Mitternacht starb, den Pastor Winckler zu sich bitten, mit dem er schon vorher bekannt gewesen war. Als Winckler erschienen, und einige Zeit nach den erforderlichen Umständen, mit dem Patienten gesprochen hatte, fragte er ihn auf sein Gewissen: Ob nicht Herr Lange derjenige sey, der ihn zu den socinianischen Principiis gebracht, oder doch in solchen bestärkt habe? — Auf diese Frage richtete sich der Kranke, ob er wohl

äuserst schwach war, dennoch auf, faltete seine bebenden Hände und sprach: „Mein werthester Herr „Pastor, ich stehe jetzund an den Pforten der „Ewigkeit, und werde bald den Weg alles Flei„sches gehen, und vor dem Richter der Lebendigen „und der Todten erscheinen müssen; so bezeuge ich „nun, vor dem Allerhöchsten, der alle Herzen ken„net, daß Herr Lange nicht allein von allen soci„nianischen Principiis ganz entfernet, sondern er „ist eben der Einzige hier in Hamburg gewesen, der „mir und meinen Freunden die bündigsten und „kräftigsten Einwürfe gemacht, auch so bündige „Schlüsse wider unsre Sätze gebraucht, daß die „allein, zumal da wir seinen rechtschaffenen Wan„del gesehen, den kräftigsten Eindruck in unsere „Gemüther gegeben haben. Ich bitte dannenhero „gar sehr, der Herr Pastor sehe wohl zu, daß er „einen Unschuldigen nicht verdamme. Siehe, ich „habe es ihm hiemit gesagt, daß er keine Entschul„digung habe.“

Nach dieser Erklärung nahm Winckler mit großer Rührung seines Herzens, von dem Kranken Abschied! er war aber nur wenig Stunden nach Hause, als er bereits erfuhr, daß derselbe gestorben sey. Voll von seiner beweglichen Rede, gerieth er in große Traurigkeit, und betrübte sich äuserst, daß er einem ungegründeten Argwohne gegen einen Menschen, den er vorher als sein Kind geliebet, so viel Raum bey sich gelassen. — Lange hatte in seinem Hause gewohnet, und seine Kinder

der unterrichtet, war aber nachher von Winckl-lern entlassen, und von diesem selbst auf der Kanzel angegriffen worden. — Er begab sich voll Wehmuth und Bekümmerniß zu Bette; da ihn aber die Unruhe seines Herzens nicht schlafen ließ, schickte er noch um Mitternacht zu Langen, und ließ ihn ersuchen, eilends zu ihm zu kommen. Dieser erschien sogleich, und fand ihn mit thränenden Augen im Bette. Winckler bewillkommete ihn freundlich, erzählte ihm den Vorgang des abgewichenen Abends und die bewegliche Anrede des Sterbenden. Sodann bezeugte er, mit vieler Wehmuth seines Herzens, daß er dem Argwohn bisher so viel Raum gelassen, und bat den redlichen Lange, er wolle an ihm erkennen, daß er ein Mensch sey; er bedaure seine Heftigkeit sehr, und werde sich künftig durch die Gnade Gottes, besser vorsehen. Zugleich ermahnte er ihn sehr väterlich, im Dienste Gottes getrost fortzufahren; der Herr Zebaoth würde mit ihm seyn! —

Diese Unterredung vor dem Bette des beunruhigten Wincklers dauerte bey zwey Stunden, und kein Balsam kann einen Schwachen so stärken, als der bedrückte Lange durch diese ermuntert wurde. Sie gereichte ihm zum großten Troste bey seinem unverschuldeten Leiden; so wie er vorzüglich sich freute, daß Winckler, den er jederzeit wegen seines Vortrags bewundert, und als seinen Vater und Wohlthäter, vorzüglich geehret und geliebet hatte, jetzt eines bessern überzeugt war. In-

dessen endigten sich seine Widerwärtigkeiten demohnerachtet so wenig, daß er endlich genöthigt wurde, Hamburg zu verlassen.

* 120. *

Als der noch lebende würdige Etatsrath von Moser, da er noch Professor in Tübingen war, nebst seiner Gattin anfing, sich seine Seligkeit einen mehreren Ernst werden zu lassen, gieng es im Leiblichen durch manche Prüfungen, und es schien oft, als werde es auch bey ihnen heißen: woher nehmen wir Brod? so, daß auch seine sonst sehr würdige Gattin zuweilen zaghaft werden wollte. Allein Er merkte es zuerst, und überzeugte sie durch die mehrmalige Erfahrung, daß es nur Prüfungen des Glaubens waren, und Gott ihnen oft, eben zu der Stunde, da sie es nöthig hatten, — nicht nur einmal gerade eben so viel, als sie nöthig hatten — zufließen ließe. — So kam einst der Briefträger und sagte: Herr Regierungsrath, heute müssen Sie mir brav Postgeld bezahlen! Moser fragte: wieviel? Fünf Thaler, war die Antwort. — Der würdige Mann hatte nicht fünf Thaler im Hause, sagte aber ganz gelassen, der Briefträger sollte ihm das Packet geben, er wollte es nur aufmachen, und sehen, wo es herkäme. als er es erbrach, war es von dem ihm ganz unbekannten Domprobst zu Hildesheim, Freyherrn von Twickel, welcher ihm ersuchte, eine Arbeit für ihn zu verfertigen, und wofür er zugleich zehn Louisd'or oder funfzig Thaler beylegte. Sogleich gab

gab er dem Briefträger einen Louisd'or, und er hatte noch fünf und vierzig übrig.

* 121. *

Zu einer andern Zeit, als eine ziemliche Anzahl vertriebener Salzburger nach Tübingen kam, war sein Herz so bewegt, daß er sein gesamtes weniges baares Geld — ob es gleich schien, daß er es selbst sehr nöthig haben würde, — zu sich nahm, und es einer vertrauten Person in der Stille zustellte, um es unter die Salzburger, die im Spital beherberget wurden, auszutheilen. Als er aus dem Spital wieder nach Hause kam, war indessen ein unvermuthetes Präsent von einem katholischen Schweitzercanton an ihn eingelaufen, welches gerade noch einmal so viel betrug, als er denen Salzburgern gegeben hatte. Er ward auf das innigste gerühret, das Gott es so gefüget, daß ihm auf der Stelle, von Katholiken selbst, das doppelt wieder ersetzet werden mußte, was er in Einfalt seines Herzens, diesen von andern Catholiken vertriebenen armen Leuten mitgetheilt hatte.

Durch diese und andere Proben wurde er nebst seiner Gattin im Glauben und Vertrauen auf Gottes Hülfe gestärket, daß, wenn auch ihr Vorrath zu Ende gieng, sie sich deswegen doch nicht bekümmerten, sondern der Hülfsstunde Gottes erwarteten, der sie auch nie zu schanden werden ließ.

* 122. *

* 122. *

Schreiben, welches die verewigte Frau Landgräfin von Hessendarmstadt, die im Jahre 1775. verschied, an ihren Gemahl zurückließ.

Theurester und liebster Gemahl!

Die entscheidende Stunde meines Todes kommt und eilet heran, und ich danke Gott, daß er mich nach so vielem Glück in der Welt, auch noch des Glücks werth hält, sie mir so laut anzukündigen. Auf Erden setzt mich nichts mehr in große Unruhe. Meine Seele genießet schon den Vorschmack der Freuden jener Welt. Ich wünsche Ihnen und meinen lieben Kindern ein frohes Leben, und das größte Glück, das sich nur denken läßt, ein ruhiges seliges Ende! — Meine Chatouille wird Ihnen Baron von Riedesel einhändigen. Ich weiß, daß sie in Hände kommt, die sich eben so gerne, als die meinigen, für die Dürftigen öfnen. — Aber noch einen Wunsch habe ich, und dieser ist der letzte, den ich in die Welt schicke. Lassen Sie mich in dem großen Busket im englischen Garten begraben. Man wird daselbst eine Grotte finden, die auser mir bisher niemand, als ihrem Werkmeister bekannt war. Hierin ist mein Grab mit einigen Steinen bezeichnet, und ich habe den größten Theil mit meinen Händen vollendet. Hier an dem Orte, wo ich oft von dem Geräusch des Hofes mich entzogen, und meine Seele mit Gott unterhalten habe, dem ich bald für ein Leben Rechenschaft geben werde, daß ich mit Ihnen getheilt habe; hier

hier an dem Orte, wo ich oft Sie und meine Kinder dem Herrn empfohlen habe; hier, wo Gott alle meine Wünsche gnädigst erhöret hat; hier will ich auch ruhen! Sie, meinen theuresten Gemahl und Herrn, erwartet jenseit des Grabes, in einer bessern Welt, Ihre gute Gemahlin, die noch den letzten Laut mit Ihnen theilet. Henriette.

Man fand nicht ohne Mühe, den in diesem Briefe bezeichneten Ort. Ein unterirdischer Gang führte zu einer dunkeln Felsengrotte, in welche durch eine kleine Oefnung von sechs Zoll, die man von Innen mit einem eingepaßten Stein verstopfen konnte, so viel Licht fiel, als zum Lesen nöthig ist. Unter dieser Oefnung stand ihr Bette, und darneben ihr vollendetes Grab. Zwischen Steinen lagen ihre Andachtsbücher, unter andern Squire von der Gleichgültigkeit gegen die Religion — Gellerts geistliche Oden, nebst dessen Moral — und einige ingenieuse Aufsätze. — Ihre Bitte wurde erfüllt, und man setzte sie, am zweyten May in der Nacht, an diesem ihr so lieben Orte bey.

* 123. *

Vor dreißig Jahren hatte die französischreformirte Gemeine in Halberstadt einen beliebten alten Prediger, Namens Rouvieres, der vor Alter stockblind wurde. Da die Besoldung eines dasigen französischen Predigers sehr schlecht ist, wollte die Gemeine nicht gestatten, daß dieser rechtschafne verdiente Mann durch einen Adjunkt gekränkt und seine geringe Einnahme geschmälert werden sollte. Sie

drang

drang in ihn, daß er, so lange er nur noch Kräfte hatte, sein Amt unter ihnen ungestört verwalten und fortsetzen möchte. Er ließ sich also jedesmal, in den letzten Tagen der Woche, von seiner rechtschafnen Tochter, biblische Stellen aufschlagen, Bücher, die er ihr namhaft machte, zum Behuf seiner Meditation, vorlesen, meditirte darüber, diktirte ihr seine Meditation in die Feder, und ließ sich solche hernach vorlesen. Sonntags drauf wurde er von dem Küster zur Kirche und auf die Kanzel geführet. Die Zuhörer versammleten sich eben so häufig, und hörten ihm eben so andächtig zu, als in den Tagen seiner Gesundheit, da er sehend war. Sie waren auch vollkommen zufrieden, wie er die übrigen Handlungen seines Amts so gut verrichtete, als er konnte.

* 124. *

Der jetzige würdige Bischof von Straßburg, Kardinal und Prinz von Rohan, schützet die Protestanten mit vorzüglicher Güte. Ohne Unterschied der Religion, machten seine Eminenz, bey ihrem ersten feyerlichen Einzuge in die Stadt, als Bischof, dem dasigen Armuth ein Geschenk von zehn tausend Livres, davon den sieben evangelischen Pfarrkirchen, jeder fünfhundert Livres, zur Austheilung, sind ausbezahlet worden.

* 125. *

Cirkularschreiben des Herrn von Kerens, Bischofs zu Neustadt an die Geistlichkeit seiner Diöces.

Wir Heinrich Johann, von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden, der Kathedralkirche

zu Neustadt Bischof, seiner kaiserlich königlichen apostolischen Majestät wirklicher geheimer Rath, und apostolischer Feldvikarius, entbieten allen und jeden von unserer Geistlichkeit, sowohl Weltpriestern als Mönchen, unsern Gruß im Herrn.

Nichts ziemt der Kirche Gottes, der unbefleckten Braut Christi, so sehr, als daß diejenigen, welche den Weingarten des Herrn bauen, alle eine und eben dieselbe Sprache führen, die nämlichen Meynungen hegen, die nämlichen Handlungen ausüben; eben so soll nicht allein in der Lehre, sondern auch in der Aufführung, und in den äuserlichen Gebräuchen nichts ungleiches, nichts unterschiedenes seyn. Alle sollen gleich denken, gleich reden, gleich handeln. Damit wir dieses desto sicherer erreichen, haben wir für nöthig erkannt, gewisse Dinge abzustellen, welche, wenn sie gleich bisher geduldet worden, und vielleicht aus einem löblichen Eifer entstanden sind, unsers Dafürhaltens dennoch dieser Einförmigkeit, die uns so sehr am Herzen liegt, entgegen zu stehen scheinen. Wir verbieten

Erstens, und untersagen ausdrücklich allen und jeden, so wohl Weltpriestern als Mönchen, daß sie künftig weder öffentlich noch heimlich, es sey unter was immer für einem Vorwande, der Gewohnheit oder eines Privilegiums, weder den Gesunden noch Kranken, andere Seegen zu ertheilen, als diejenigen, welche in dem römischen Missal

sal enthalten sind; es wäre denn, daß sie von uns eine schriftliche Erlaubniß darzu hätten.

Zweytens, den Geistlichen unserer Kathedralkirche gestatten wir, daß sie, jedoch nur einmal, in der Zwischenzeit der Feste der Geburt des Herrn und der heiligen drey Könige, die Häuser einsegnen; nicht aber wie es bisher üblich war, dreymal in den Häusern herumzugehen. Den Mönchen hingegen verbieten wir auf das schärfste, auserhalb ihrer Kirche, oder ihres Klosters, einen andern Seegen, er heiße wie er wolle, als allein die Lossprechung in der Beichte bey Kranken zu ertheilen. Und da wir

Drittens, von unserm heiligsten Vater, dem Pabste Pius dem Sechsten, die Gewalt ausschließungsweise erhalten haben, entweder durch uns selbst, oder durch eigends von uns dazu ernennte Beichtväter, den Kranken die Generalabsolution, den apostolischen Seegen in der Sterbestunde zu geben; so folget von sich selbst, daß selbige in unserm Kirchsprengel von Niemand andern, unter was immer für einem Rechte der Amtsbrüderschaft, ertheilet werden könne. Und da wir diese Gewalt allein den Geistlichen unserer Kathedralkirche mitgetheilt haben; so haben die Beichtväter, wenn ein Kranker dieser Gnade theilhaftig zu werden verlangte, ihn zu erinnern, daß er einen von jenen Geistlichen rufen lasse.

Vier-

Viertens. Obgleich uns vor allem oblieget, die Kranken mit allem geistlichen Troste aufzurichten, und zu geduldiger Ertragung der Schmerzen zu ermuntern; so hindert uns dieses doch nicht, daß wir sie nicht auch ermahnen dürfen, um Wiedererlangung ihrer Gesundheit, wenn diese zum Heile ihrer Seele gereicht, bey Gott zu bitten. Kein Priester soll jedoch, zu diesem Ende, sich herausnehmen, andere Mittel anzuwenden, als welche der allgemeinen Kirchenordnung gemäß sind. Wir verbieten daher die Anwendung der Reliquien, der Bilder, der Amulete, den Gebrauch der Lucaszettel, des Osterwachses, des Weihrauchs, und des, unter der Anrufung was immer für eines Heiligen, geweihten Oeles; wenn nicht vorher die Erlaubniß bey uns, oder in unserer Abwesenheit, bey unserm Generalvikarius, dazu gesucht, und schriftlich ertheilet worden. Wer immer es wagen wird, wider dieses unser ernstliches Verbot zu handeln, der soll gleich, durch die Thathandlung selbst, wenn er ein mit der Seelsorge verbundenes Beneficium hat, aller geistlichen Gewalt beraubt, und überdieses, wenn er ein Mönch wäre, auch von Messelesen auser der Kirche seines Klosters suspendirt seyn. Wider diejenigen aber, welche die Seelsorge mit Fug und Macht ausüben, wird, ohne Verweilung, nach den Kirchenregeln verfahren werden.

Fünftens. Ob wir gleich nicht gemeinet sind, die Feyerlichkeiten und besondern Andachten, sie

seyen unter dem Namen der Brüderschaften, oder zur Ehre eines Heiligen, aus frommer Absicht eingeführet, auf einige Weise zu vermindern; so wollen wir doch, daß alle Gebräuche, welche der allgemeinen Kirche, und dem römischen Ritual nicht vollkommen gleichförmig sind, gänzlich abgeschaft werden. Daher haben die Obern der Mönche, binnen sechs Wochen, ein richtiges Verzeichniß von allen Andachten dieser Art, welche das Jahr hindurch, in ihren Kirchen, gehalten zu werden pflegen, einzureichen, die Art und Weise der Feyer genau zu beschreiben; wie oft selbige, mit Aussetzung des Allerheiligsten, begangen werden; die Büchel, Gebetlein, Litaneyen, Gesänge, welche in deutscher oder lateinischer Sprache, gebetet, oder ausgetheilet werden, Uns vorzulegen, damit wir sie auf das neue gut heißen, oder wenn wir darinnen etwas zu ändern für nöthig fänden, es andeuten können. Nach Verlauf dieser gesetzten Zeit, werden die nicht angezeigten Andachten, schon dadurch selbst, für die Zukunft von uns untersagt seyn.

Sechstens. Die in den Kirchen und Kapellen aufgehängten sogenannten Gelübdtafeln, wenn sie nicht, nach den Kirchenregeln von dem Ordinarius untersuchte und bewährte Mirakelvorstellungen sind — welches uns in einem solchen Falle zu beweisen wäre — wollen wir alle, ohne Ausnahme, in einer Zeit von zween Monaten, gänzlich abgeschaft wissen; und verlangen, daß dieses in besag-

ter

ter Zeit, nach und nach, und ohne Geräusch, um den Schwachen kein Aergerniß zu geben, mit Klugheit geschehe. Wir verbieten aber auch, daß kein dergleichen Bild von neuem aufgehängt werde, man hätte denn vorher von uns, oder in unserer Abwesenheit von unserm Generalvikarius, nach kluger Untersuchung und Gutheißung, die schriftliche Erlaubniß hiezu erhalten. Was aber die Opfer von Wachs oder Silber betrift, so gestatten wir nicht, welche auf den Altar aufzuhängen; diejenigen aber, welche, wie wir hin und wieder gesehen haben, von unziemlicher Gestalt sind, wollen wir gänzlich verworfen haben.

Siebentens, befehlen wir, daß nach Sonnenuntergang, und sobald die Kirchenthüren, wie es gewöhnlich ist, geschlossen seyn werden, auch die Zugänge zu allen Kapellen und Bildnissen gesperret seyn sollen. Damit nicht unter dem Deckmantel der Andacht, wie wir gehöret haben, daß es geschehe, zu heimlichen Zusammenkünften Gelegenheit gegeben werde. Endlich befehlen wir, daß dieses unser Circularschreiben allen Beichtvätern und Mönchen von ihren behörigen Obern mitgetheilt werde.

Gleichwie wir übrigens, zu unserm besondern Vergnügen gesehen haben, daß alle Religiosen dieser Stadt, mit großem Eifer, und gleichem Erfolge, uns in Bearbeitung des Weingar-

gartens des Herrn, unermüdet beystehen, und dem Amte, wozu sie berufen sind, würdig nachleben; also ermahnen wir sie alle insgesamt, und jeden insbesondere, eifrigst in dem Herrn, daß sie von dem angefangenen Werke nicht abstehen, und den Lohn von dem erwarten, von welchem er, den bis an den Abend ämsig arbeitenden Tagwerkern, unausbleiblich verheißen ist.

Gegeben in unserm bischöflichen Pallaste zu Neustadt, den 27sten Brachmonat 1781.

Heinrich Johann, Bischof.

Jacob Greth, Notarius.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kirsch, Georg Friedrich

Anekdoten für Christen und auch für solche, die es nicht sind

Bd.: 4

Leipzig (1782)

P.o.germ. 722 c-4/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112292-3
VD18 80343740-001